Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1847)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655302

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Bote an seine Leser.

„Freut euch des Lebens;“ ist ein schöner Spruch.
Drum ist der Wald so grün, der Himmel blau;
Drum hat die Blume lieblichen Geruch;
Drum kommt vom Himmel Regen, Sonnenschein und Thau;
Darum schmeckt uns das Brod, der Wein so gut,
Daß wir des Lebens uns von Herzen freu'n;
Genießen, was Gott gab, mit frohem Muth.
Und, so wie Kinder, hell und fröhlich sein.

Wie aber, wenn in wildem Unverstand
Das Kind die Gabe Gottes schändet?
Was Gott zum Segen ihm hat zugewandt,
Durch Uebermaß gar zum Verderben wendet?
Wie, wenn der Kinder ungezogner Schwarm
Sich um des Vaters Gaben neidisch streitet,
Und, statt der Freud' und Lust, — daß Gott erbarm! —
Nur Streit und Zank und Herzenleid verbreitet?
Wie, wenn in dieses Lebens kurzem Spiel
Sie sich entzwei'n, ob dieser eine Nuß
Mehr als der andre hat? Wenn etwa viel
Mehr Chrüsch am einen Häuflein schon Verdruß
Euch macht: wenn ihr darum euch schlagt,
Daß Hänsel oben sitzt und Peter unten:
Ich bitt' euch doch, ihr lieben Leute, sagt,
Habt ihr denn da die rechte Freud' gefunden?

Und doch kann das warum die Menschen sich
In diesem Leben oft so bitter schelten,
Vernünftig angesehen, sicherlich,

Nicht viel mehr als die Nuß im Knabenspiele gelten.
Denn, wenn einmal der Feierabend kommt,
Und dir, mein Freund, zu deinem Grabe läutet,
Was hat alsdann dein Streiten dir gefrommt?
Was hast du Großes dann damit erbeutet?
Sind deine Speicher voll, der Briefe viel im Schaft,
Dein Stall voll Vieh, was hilft all' dein Erwerben?
Mit Sorg' und Müh' hast du es dir verschafft,
Damit es Andere nur lachend von dir erben.
Sei du ein großer Herr, setz' keck dich oben an,
Und blähe stolz dich auf mit einem Ehrentitel:
Im Grabe bist du ja doch nur ein armer Mann,
Dem Allerärmsten gleich im Bettlerkittel.
Was soll um alles das viel Hader, Zorn und Streit?
Warum damit des Lebens Freude stören?
Die wahre Freude beruht doch nur bei Einigkeit.
Drum laßt euch ferner doch ja nicht bethören
Freut euch, doch immer mit Vernunft
Und laßt auch Andre sich des Lebens freuen.
Mischt euch nicht in der Zänker wilde Zunft,
Das müßte wahrlich euch zuletzt gereuen.
Ja, freuet euch; doch freuet euch im Frieden.
Friedfertigen allein ist wahre Freud' beschieden.

Der Bote erklärt den Kalender.

(Fortsetzung.)

Von jeher haben die Menschen ihre religiösen und kirchlichen Feste mit dem Kalender, die kirchliche Zeitrechnung mit der bürgerlichen vereinigt. Und so finden wir's auch in unserm Kalender, wie der Bote jetzt erklären will.

Diese kirchlichen Angaben kommen aber aus der katholischen Zeit her; die lutherische Kirche hat davon mehr, die reformirte weniger behalten.

Der 1. Jänner, Neujahrstag, ein allgemeiner Freudentag. Schon die Israeliten feierten den ersten Tag ihrer Zeitrechnung, den 23. September unsers Kalenders. Die Römer gaben diesem Feste drei Tage, die sie in Gastereien, Mahlzeiten, nächtlichem Herumschweifen, in allerlei, zum Theil häßlichen Verkleidungen, zubrachten. Das waren Heiden! Es ist aber gar nicht fein, daß die Christen ihnen darin noch jetzt nachfahren, das alte Jahr mit Schwelgerei enden, das neue ebenso anfangen. Der Bote meint ein stilles: Gott Lob und Dank am Ende, und ein andächtiges: Gott segne uns wäre christlicher. — Es heißt auch: das Fest der Beschneidung Christi.

Am 6. Jänner von altem her das Fest: Epiphanius, d. i der Erscheinung, weil an diesem Tage der Stern erschienen sei, der die Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem wies. Auch andere merkwürdige Begebenheiten, z. B. die Taufe Jesu, wurden an diesem Tage mitgefeiert. Anfänglich galt es der Erscheinung des Heilands in der Welt selbst, bis sich die morgenländische und abendländische Kirche dahin vereinigten, die Geburt Jesu am 25. Dezember zu feiern. In unserm Kalender steht: Heil. 3 König.

Am 13. Jänner. Hilarius. 20. Tag; wohl auch XX Tag; nämlich den 20sten Tag nach Weihnacht. — Bloße Heiligennamen können wir übergehen

Im Jahre 1842 *) steht beim 23. Jänner: Sept., heißt septuagesima; und so wird der erste von den neun Sonntagen vor Ostern genannt. Weil aber Ostern ein bewegliches Fest ist, und alle Jahre auf einen andern Tag fällt, so müssen auch diese neun Sonntage jährlich anders fallen.

Der folgende Sonntag heißt sexagesima; der sechszigste wie obiger der siebenzigste. Warum? Darüber sind verschiedene Meinungen, die wir der Kürze wegen nicht anführen, da wir uns dessen nicht achten.

Hornung 2. Lichtmesse. Ein sehr altes katholisches Fest. Es ward ein Fest der Reinigung Mariä, Lucä II. 22, 24. Weil nun später in Rom die Wachskerzen an diesem Tage feierlich eingeweihet wurden, so hieß es Lichtmesse, Kerzenweihe, unserer Frauen Kerzmeß. Das geht uns nun gar nichts an. Bei uns wechseln auf diesen Tag die Mägde! Schade, daß sie nicht alle so fromm sind, wie Maria, wenn auch noch so manche Mareili heißt.

Hornung 6. Herrenfastnacht. Da bei den Katholiken vor dem Osterfest, in der Passionszeit, eine lange Fasten vorausgeht, in welcher Zeit sie keine Fleischspeisen genießen sollen, die Herren, d. h. die Geistlichen, Andern mit gutem Exempel vorgehen sollen, so fängt ihre Fasten eine Woche früher an.

*) Diese Erklärungen sind auf das Jahr 1842 gestellt. Die beweglichen Tage, d. i die so nach Ostern berechnet werden, fallen also 1843 schon anders. Hier ists nur um die Bedeutung zu thun!

Hornung 9. Aschermittwoch. Mit diesem Tage soll die eigentliche Fasten beginnen. Den Namen hat er daher: es werden in der katholischen Kirche Palmen verbrannt und die Asche über die Zuhörer gesprengt, mit den Worten: „Gedenke, daß du Asche bist, und in Asche verwandelt wirst.“ Das ist nun freilich wohl zu bedenken. Aber dazu brauchts keine solche Ceremonie, und ist alle Tage gut; wozu der Bote Gellerts Lieder vom Tode: „Betrachtung des Todes,“ und „beständige Erinnerung des Todes“ empfehlen will.

Hornung 13. Invocavit; weil da bei der Messe aus dem 91sten Psalm, Vers 15 der lateinischen Bibel gelesen wird, der mit diesem Worte anfängt.

Hornung 16. Fronfasten. Damit hat es folgende Bewandtniß. Das Kirchenjahr ward vor Altem in vier besondere Theile getheilt, die man quatuor tempora, d. i. die vier Zeiten, nannte; daraus entstand das Wort Quatember. Jede dieser Zeiten ward mit einer besondern Fasten angefangen, die zum Unterschied des gemeinen wöchentlichen Fasttages, die Fronfasten, die heilige Fasten genannt wurde; denn „fron“ heißt im alten Deutsch „heilig.“ Merk vorerst, es heißt nicht: Fraufasten, wie jener Geizhals meinte, der an diesen Tagen seine Frau Hunger leiden ließ! Merk ferner: es ist nur Aberglaube, daß Fronfastenkinder, d. i. die an solchen Tagen geboren sind, Gespenster und Geister sehen können, oder sonst besonderes Glück haben. Ich bin kein Fronfastenkind, und habe doch schon viel Gespenster gesehen, an Märkten, Musterungen, Tanzsonntagen und dergleichen, wo sie auf allen Gassen herum laufen und wüst thun. Ja, aber Geister? Die sieht Niemand, weil ein sichtbarer Geist

eben so viel sagt, als ein lederiger Zwilchsack, oder ein hölziger Schüttstein!

Hornung 20. Reminiscere, der fünfte Sonntag vor Ostern; nach den Worten des Psalm 25: 6, reminiscere misericordiarum tuarum.

Hornung 22. allemal Petri Stuhlfeier; ein erzkatholisches Fest. Sie sagen, nämlich die Katholiken, am 18. Jänner, im 45sten Jahr nach Christo, habe Petrus zu Rom den apostolischen Stuhl bestiegen, und damit die oberste, allgemeine Bischofswürde übernommen, um als solcher über die ganze Erde zu herrschen Weil aber Viele nicht ohne Grund daran zweifeln, ob Petrus je in Rom gewesen sei; zum Andern Rom und der Aetti Papst uns Gottlob nichts angeht, so geht uns auch dieses Fest nichts an. Einer nur beobachtets styf, obschon er nicht katholisch ist, in seinem Leben nie geheichtet hat, auch nie in den Kalender luegt, und sich um alle Heiligen und Apostel nichts kümmert, der beobachtet Petri Stuhlfeier; nicht wegen Petrus, denn ihm ist Peter wie Pauli; — nicht wegen dem Papst, denn ihm ist Papst wie Sigrist; — er thuts — wegen — den Fröschen! und nun merkt der Leser, daß ich den Storch meine, der um diese Zeit wieder zu uns in's Land kommt, und den herannahenden Frühling verkündet. Er ist uns lieber als der Papst!

Hornung 27. Oculi; weil an diesem Tage in der katholischen Kirche aus Ps. 25: 13 gesungen wird: Oculi mei semper ad Jehovam; d. i. meine Augen sehen immer auf den Herrn.

März 6. Lætare; der dritte Sonntag vor Ostern; nach den Worten aus Jes. 66: 10. Lætare Hierosolyma. Freue dich, Jerusalem.

Der nächste, oder zweite Sonntag vor Ostern heißt judica; nach den Worten judica me Deus. Richte mich Gott; aus Ps. 43: 1.

Jetzt folgt palmarum, der Palmsonntag, zum Andenken des Einzugs Jesu in Jerusalem, wobei die Leute Palmzweige trugen. Nur merke der Leser, daß das keine Stechpalmen waren, sondern Zweige eines sehr großen Baumes, der in unserm Lande gar nicht, sondern nur in sehr warmen Ländern vorkömmt.

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichte der einheimischen Vögel.

(Fortsetzung.)

Der Leser weiß, daß der Vogel sein Maul im Schnabel hat; und wenn er's allenfalls nicht weiß, so kann er's im Kalender lesen. Nun sagt ihr: meinetwegen sei der Schnabel ein Maul! Aber sprechen, reden kann der Vogel doch nicht. Aber der Bote versteht die Sache besser, und sagt: wohl freilich kann der Vogel sprechen, nur auf eigene Manier.

Erstlich sage ich: jeder Vogel hat eine Stimme; und das wissen die kleinsten Kinder, und unterscheiden recht gut, ob der Hahn kräht, oder der Kuckuk ruft, oder eine Gans schreit. Von vielen Vögeln sagen wir sogar: sie singen Aber eigentlich ist das nicht gesungen, sondern nur gepfiffen. Zum andern sage ich: die Stimme des Vogels bedeutet etwas, sie hat einen Sinn. Denn anders ist die Stimme der Fröhlichkeit, anders der Angst, anders des Hungers; anders die Stimme der Liebe, anders der Ruf zum Abmarsch! Man beobachte nur den Haushahn, und man merkt

gleich was er will. — Zum dritten: die Vögel verstehen sich unter einander recht gut. Die Henne führt eine ganz andere Sprache, wenn sie fröhlich der Nahrung nachgeht, als wenn sie Junge hat; anders wenn sie diese zum Futter ruft; anders wenn sie vor Gefahr warnet, und die Jungen verstehn perfekt, was die Mutter will. Wenn die Krähe einen Raubvogel sieht, so hat sie einen eigenen Ton, alle Krähen in der Nachbarschaft verstehen's sogleich und fliegen herzu, um ihn verjagen zu helfen. Die Zugvögel, die gegen den Winter in ferne Länder wandern, wissen sich recht gut über den Augenblick der Abreise, über ihre Stationen u. dgl. zu verständigen Und somit sprechen sie doch mit einander, und verstehen sich, wenn wir's schon nicht verstehen.

Ja sogar, und das ist das vierte, auch der Mensch versteht die Sprache der Vögel, wenn er will. Wer Achtung gibt, lernt leicht die Vögel an der Stimme kennen, und weiß, ob ein Buchfinke oder ein Distler singt, ob ein Specht oder ein Herrenvogel im Walde schreit. Weiter kennt man, ob der Vogel mit seinen Kameraden ruhig schwatzt, oder zankt, oder sie zu Hülfe ruft. Und das wäre nun genug von der Sprache der Vögel.

Doch will der Bote ein fünftes dazu thun auf seine Manier, der Vogel lügt nicht, und der Vogel flucht nicht wenn er redet, und es wäre recht gut, wenn die Menschen ihre Sprache eben so unschuldig gebrauchten, wie die Vögel.

So fangt ein anderes Kapitel an und handelt von der Nahrung der Vögel. Diese ist nur gar sehr verschieden. Die einen fressen Fleisch, und verzehren lebendige Thiere, größere oder kleinere, und heißen darum Raubvögel. Andere nehmen mit Mäusen und mit Aas vorlieb. Die Wasservögel fressen Fische, Frösche und allerlei, das im Wasser lebt. Andere fangen Insekten, Heuschrecken, Graswürmer, Käfer; auch Schnecken und Regenwürmer. Noch andere fressen Früchte und Beeren von Gürmsch, Holunder, Hagedorn. Viele nähren sich von allerlei Gesäme, Getreid, Tannensaamen, Buchnüssen, Eicheln, Saamen von Gras und andern Pflanzen. Und so wie jede Art ihre eigene Nahrung hat, so ist sie auch so gebaut, und mit solchem Schnabel und Füßen, auch solchen Eingeweiden versehen, wie es ihre Nahrung erfordert. Die Hühner z. B, die meist von harten, trockenen Saamen und Körnern leben, haben einen Kropf, worin die Speise zuerst erweicht wird, ehe sie in den Magen kommt. Die Insektenfresser haben keinen Kropf, weil sie ihn nicht nöthig haben. Ob nun die Vögel durch ihre Nahrung den Menschen mehr oder weniger schaden oder nützen, davon wird späterhin in einem eigenen Kapitel die Rede sein.

Wir behandeln jetzt das merkwürdige Kapitel von der Fortpflanzung der Vögel. Wenn die Säugethiere lebendige Junge zur Welt bringen, so ist das beim Vogel ganz anders. Einige Vögel, z. B. Rebhühner, Haushühner rc. haben zu einem Männchen viele Weibchen Bei andern hält sich dagegen zur Paarungszeit immer nur ein Männchen zu einem Weibchen, und führen eine gemeinsame, einträchtige Haushaltung, wie z. B der Storch. Ist die Zeit der Paarung vorüber, so bauen sich die Vögel ein Nest, gleichsam eine Wiege für die Kinder, die kommen sollen. Meist bauet nur das Weibchen, oft beide, oder das Männchen trägt

doch die Sachen herbei. Diese Nester sind sehr verschieden, oft sehr einfach, oft sehr künstlich. Rebhühner, Wachteln, u. dgl. scharren nur eine Vertiefung in die Erde, und legen einige wenige Halme darein. Finken und Distler hingegen bauen aus Moos, Halmen, Wolle, Haaren, Spinnwebe schöne Nester wie eine Halbkugel. Die schwarzen Kilchspyren legen ihre Eier nur in Mauerlöcher, aber die Schwalben bauen künstliche Nester aus Lett und Gassenkoth. Der Leser beliebe nachzusehen, was im Jahrgang 1842 der Bote vom Schneidervogel erzählt hat. Artig bauet auch der Klähn. Er sucht ein Astloch in einem Baume, räumt das faule Holz aus bis auf das Baummehl, und vermauert dann das Loch mit Lett oder Koth, bis auf eine kleine runde Oeffnung, die ihm zum Einschlupf dient. Es ist hübsch, daß die Jungen ihre Nester selber bauen, perfekt wie die Alten; und haben diese ihre Kinder doch nicht berichtet. Nur Ein Vogel macht hier eine Ausnahme, und baut gar kein Nest. Das ist der Kuckuck. Der Erzschelm legt bald diesem, bald jenem kleinen Vogel ein Ei in's Nest, und läßt seine Jungen von andern füttern und erziehn. Gerade wie gewisse Lumpen, die ihren Verdienst in Wein und Brönz versaufen und ihre Kinder von der Gemeinde erhalten lassen. Oder wie die Erzschurken, die uneheliche Kinder erzeugen, sie dann abläugnen, und die Mutter oder ihre Gemeinde dafür sorgen lassen.

Da, wo mehrere Weibchen mit einem Männchen leben, bekümmert sich dieses gar nicht um seine Nachkommenschaft. Wo die Vögel aber paarweise zusammenleben, nimmt der Mann mehr oder weniger Theil. Die Tauben, der Storch ꝛc. wechseln ordentlich, zu gesetzter Zeit mit Brüten ab. Bei andern trägt der Mann seiner Frau, während sie auf dem Neste sitzt, Futter zu, oder sitzt in der Nähe und verkürzt ihr die Zeit mit seinem Gesange. Und es wäre recht schön, wenn manche Männer zu ihren Frauen während der beschwerlichen Zeit also Sorge trügen. Der Bote verweist hier auf seine Rede vom Storche im Kalender von 1843 und spart den Rest auf ein folgendes Kapitel, singt aber zum Schluß noch folgenden Vers:

Sehet die Vögel des Himmels an;
Gar viel von ihnen man lernen kann.
Und findst du die Lehre nicht selber heraus,
So gehe du fein zum Pfarrer in's Haus,
Und bitt ihn höflich um guten Bericht
Was die Schrift von den Vögeln des
Himmels spricht.

Aus dem Hochzeitbüchlein.

(Fortsetzung.)

II. Kapitel. Wie die Aeltern dafür sorgen sollen, daß ihre Kinder fromm heirathen.

Als ich in meinem ersten Schuldienst war, da hatte unser Herr Vikari einen Pudelhund, der war ihm gar werth. Und kam weiter, an ein Ort, wo ihm der Herr Pfarrer den Hund nicht leiden wollte. Da kam der Herr Vikari zu mir und sagte: „Schulmeister, ich darf meinen Hund nicht mit mir nehmen, wo ich hin komme, und doch mag ich ihn Niemanden geben, von dem ich nicht weiß, daß er zu dem treuen Thiere Sorge trägt. Lieber wollte ich ihn erschießen als einem schlechten Meister anvertrauen. Nehmet ihr meinen Pudel; ich weiß, daß er bei Euch versorget ist.“ So that der Herr

für seinen Hund. — Wie nun? Tragen alle Aeltern für ihre Kinder und derselben Versorgung auch solche Vorsicht? Nein! Da fehlt an manchen Orten gar viel!

Ich hab' in meiner Jugend gar ein anständiges, hübsches und braves Meitli gekannt, das einen wohlhabenden Vater hatte. Und noch jetzt ist es ein altes lediges Meitli. — Warum? Darum, weil der Vater gar auf dem Geld war, und nicht genug erhausen konnte, obschon er nur Ein Kind hatte. Es kam mehr als ein gar braver Bursche, und wollte das Meitli heirathen. Aber sie durfte keinem Ja sagen. Die Mutter war gestorben; der Vater wollte die Tochter für sich und seine Haushaltung behalten, und so eine Magd und die Aussteuer ersparen. So blieb das Meitli aus Treue gegen den Vater ledig, bis es zum Heirathen zu spät war. Davon sagt der Luther: „Man findet auch solche grobe Leute, die ihre Töchter durchaus nicht wollen weggeben, obgleich das Kind gern wollte, und eine Heirath vorhanden ist, die ihm ehrlich und nützlich wäre. Er läßt aber das Kind nicht gerne von sich, weil er es zu Hause anstatt einer Magd zu gebrauchen weiß; und sucht also das Seine an seinem Kinde." Das heißt aber für sich selber und nicht für seine Kinder sorgen!

Im Gegentheil fehlen manche Aeltern noch viel mehr, daß sie ihre Töchter allzu leichtfertig weggeben. Besonders mögen viele Mütter nicht warten, bis sie ihre Töchter an Mann bringen; ja wohl gar sie wegwerfen, als wär's ein abgenagtes Bratisbein. Schon weil sie noch kleine Meitli sind, schwatzen sie ihnen vom Heirathen vor; mögen nicht warten bis der Gelust ihnen selber kömmt, obschon sie doch früh genug nach den Mannenstühlen in der Kirche gucken, und in der Kinderlehr immer zuvorderst sitzen wollen. Die Mütter berichten sie gar früh, wie sie sich aufmutzen und putzen sollen, damit sie gefallen; — sie wollen, daß der Pfarrer dem Töchterlein hurtig, geschwind erlaube, ob es geschickt oder ungeschickt wär; ja man will sogar den Pfarrer mit einer Hamme oder Ankenballe bestechen. Aber jener Pfarrer in W . . ., verstand den Spaß anders, und kehrte den Spieß um. Die Mutter merkte an dem Meitli, daß es mit der Erlaubniß fehlen könnte, und wollte mit glatten Worten und Anken salben. Sie rühmte den Pfarrer gar gewaltig in's Angesicht, daß er so viele und große Mühe und Geduld mit ihrem Kinde habe: sie könne nicht anders, als ihm da mit dem Ankenbälli ein kleines Zeichen thun u. dgl. Da sagte der Pfarrer: „Nun das freut mich rechtschaffen, daß Euch an der Unterweisung Eures Kindes so viel gelegen ist. Ich will nun auch recht Fleiß anwenden, und Euer Kind expreß noch einen Winter behalten." Das war recht so! — Denn was ist's? Sobald das Meitli der Schule entlassen ist, so gibt man ihm ein eigenes Stüblein oder Gaden, damit die Buben unschenirt das Kind des Nachts besuchen können; gerade als wenn der Herr ihm erlaubt hätte, Kilter zu haben!!! Und sie denken nicht an die Gefahr, der sie ihre Tochter aussetzen. Luther sagt abermal ein ernstliches Wort: „Wer wollte das billigen, daß ich eine Tochter hätte auferzogen mit viel Kosten und Mühe und Gefahr, Fleiß und Arbeit, und sie sollte mir nicht besser verwahret sein, als wär sie meine Kuh, im Walde verirret, die jeglicher Wolf möcht fressen? Also euch sollte mein Kind da frei stehn, daß ein jeder Bube *), der

*) Bube heißt bei Luther ein Bösewicht.

mir nicht bekannt ist, vielleicht auch mein Feind gewesen, mir dieselbe heimlich abzustehlen Macht haben sollte? Ist doch Niemand der sein Geld und Gut so frei und offen wollte stehen lassen, daß es nähme, wer am ersten dazu käme. Nun aber nimmt mir solcher Bube nicht nur mein Geld, sondern mein Kind. — Und doch ist's mit dem Kiltgang grad so.

Noch anders verfehlen sich manche Aeltern, daß sie ihre Kinder zu einer Ehe zwingen, wider ihr Herz und Willen. Davon sagt der Luther: „Gezwungen Verlöbniß soll nichts gelten. Dann Gott hat Mann und Weib also geschaffen, daß sie mit Lust und Liebe, mit Willen und Herzen zusammenkommen sollen. Was auch für Unrath gekommen sei aus gezwungener Ehe, lehret und weiset uns tägliche Erfahrung." — Ja! Wo soll Friede und Eintracht in der Ehe herkommen, wenn zwei Herzen ohne Liebe, wohl gar mit Widerwillen zusammen gezwungen werden? Und was ist der Grund zu solchem unnatürlichen Zwang? Es ist der Geldstolz! Der Sohn, die Tochter soll nicht ärmer heirathen als sie selber sind oder werden sollen. Da reißt die Mutter der Tochter die Kappe vom Kopf, und haaret sie: „i will dir's zeige, ob du mir e settige söllist heibringen" — wenn etwa Einer, der nicht reich genug ist, das Meitli vom Tanz heimbegleitet. Oder es ist der Familienstolz. Denn man muß ja nicht meinen, daß der Hochmuthsteufel nur in der Stadt regiere. Der Bauer hat seinen Adelstolz eben so gut, wenn der Adel schon nur im Kuh- und Roßstall, oder im Gänterli bei den Briefen ist; und es gibt viel Verdruß in der Verwandtschaft, wenn der Ulli ein „Meitli hürathet, das nume vote settige gmeine Famillen ist;" geb wie brav das Meitli wäre! — Das Zusammenzwängen ist grad als wenn die Kinder für die Aeltern, und nicht für sich selber heirathen sollten. „Es ist ein seltsam Ding," sagt Luther, „daß Aeltern mögen so thöricht sein, ihre Kind zu zwingen in ewigen Unwillen und Unlust. Unvernünftige Thiere thätens nicht."

(Wird fortgesetzt.)

Der Maler.

Zum Maler sprach der Wirth, der Klaus:
„Schreib groß und schön mir an das Haus:
„Für Ehrenleute ist mein Wein.
„Die Lumpen laß ich nicht hinein."
Der Maler sprach: „Das kann nicht gehn,
„Sonst bleibst du selber draußen stehn."

Der Bauer und sein Pfarrer.

An einem stillen, warmen Sonntag Abend ging der Bauer am Saume des Waldes über seinen Acker hin. Schon glänzte hier und da ein weißes Haar auf seinem Haupte, aber sein Angesicht, von der Arbeit in der Sonne gebräunt, war noch frisch und fröhlich, und hatte ganz den Ausdruck, den ein treues Herz und ein gutes Gewissen gibt. Die reiche Ernte war glücklich eingebracht. Er hatte am Abend vorher seinem Volke eine stattliche Sichleten gegeben: ganze Hügel von Fleisch und Berge von Küchli waren aufgetischt und der Wein nicht gespart worden. Er meinte, wer gutes Volk zum Arbeiten haben will, muß ein guter Meister sein. Diesen Morgen war er in der Kirche gewesen und hatte mit Freuden eine Erntepredigt angehört. Jetzt spazirt er, die Hände auf dem Rücken, über seinen Acker; er bewegt das Maul wie einer,

der spricht, aber man hört nichts. Jetzt brümelet er so leise für sich selber, sieht hier hin, und dort hin, nickt mit dem Kopfe als sagte er: Ehm! Ja! — Und endlich sagt er laut: „Ja! ja! Es ist akerat e so wie der Her g'seit het.“ Da fragt eine Stimme aus den Stauden: „Was ist akurat so?“ Und als der Bauer sich umsieht, trittet der Pfarrer aus dem Walde, bietet freundlich die Hand und sagt: guten Abend. Und der Bauer: guten Abend, Herr Pfarrer. „Ich meinte nicht, daß mich Jemand hörte.“ Aber, fragte der Pfarrer, was ist denn akurat so? „Ich will Euch's gerade sagen, wie's mir ist, Herr Pfarrer. Ich habt heute über den Spruch geprediget: „Aller Augen warten auf dich, daß du ihnen Speise gebest; und du thust deine milde Hand auf, und sättigest Alles mit Wohlgefallen.“ Und Ihr habt gesagt, wie so viel tausend Menschenaugen auf Gott schauen, um ihre Speise, und wie der liebe Gott Allen gibt, selber Denen, die nicht einmal um das tägliche Brod beten; und wie noch viel mehr tausend Augen von andern Geschöpfen auch auf ihn warten um ihre Speise und wie er denen auch gibt. Und das hab' ich jetzt mit Augen gesehen, und habe gedenkt: wie mancher arme Mensch hat mit Aehrenauflesen sein Brod gefunden, wenn er auch keinen eigenen Acker hat! Und habe gesehen, wie hintennach die Wildtauben auch noch Aehren und Körner auflesen, und viele andere Vögel auch, und ich habe auch manche Maus gesehen, die auch ihre Speise gefunden hat.“

Nun Gottlob, sagte der Pfarrer, so habe ich doch nicht ganz umsonst geredet, und es freut mich allemal herzlich, wenn ich sehe, daß man doch über das nachdenkt, was wir predigen. — Ja wohl hat der liebe Gott gar viele Kostgänger, die an seinem Tische essen, und ihre Speise aus seiner Hand empfangen. Und mich dünkt der Mensch könnte den armen Thieren wohl auch einige Brosamen gönnen. Ich ärgere mich allemal, wenn ich höre, wie so Mancher, der seine Speicher voll hat, über die Spatzen fluchet, wenn sie hier und da auch ein paar Körner wegnehmen, oder über die Wildtauben, wenn sie eine Hand voll Erbsen vom Felde holen. Die Welt ist doch nicht für die Menschen allein da; und wenn die Menschen so stolz darauf sind, besser zu sein als die Vögel, so sollten sie doch bedenken, daß sie viel besser für ihr Leben sorgen können, als diese. Der Mensch kann säen und ernten, und in die Scheune sammeln auf den Winter. Das alles kann der Vogel nicht. Und wenn der Winter kommt, muß er viel hundert Stunden weit reisen, seiner Nahrung nach; während der Mensch daheim bleibt und sein Brod in der warmen Stube ißt.

Und als die beiden Männer über das Feld nach dem Dorfe zurückgiengen, da stieg eine Lerche mit hellem Gesang vor ihnen auf gegen den Himmel, und der Pfarrer sagte: „Seht da, lieber Freund, das ist auch einer von Gottes Kostgängern, der hat aus seiner milden Hand seine Speise empfangen und ist satt worden und fröhlich, und nun steigt er auf zum Himmel, und singt; und mir ist, ich verstehe seinen Gesang: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!“

Aus einer alten schweizerischen Schützenordnung. 1498.

Wir gemein Schießgesellen der Büchsenschützen von Städten und Landen gemeiner

Eidgenossenschaft, so kürzlich in der Stadt Zürich versammelt gewesen sind, thun kund ꝛc. daß wir um gemeiner Eidgenossenschaft Rath und Ehre willen, die nachgeschriebene Ordnung abgeredt hand, in Hoffnung, daß diese in einem künftigen Meien dienen, auch solches unser Fürnemmen zu großem Fried und Einigkeit unter uns allen dienen, und Feindschaft, Unbill und Widerwärtigkeit damit vorgebeugt und abgestellt werden könne.

1. Durch welches Ort, Stadt oder Land in der Eidgenoßschaft ein solcher Meien (Schießtag im Mai) ausgeschrieben wird, soll solches Ort die beßte Gab aus der Stadt oder Land Seckel geben.

2. Es soll auf solches Schießen niemand kommen, er habe denn sein eigenes Schießzeug und so viel als für Topel u. s. w. zu zahlen ist.

3. Es sollen auch nicht zwei aus einer Büchsen schießen, auch kein verdächtiges Zeug gebraucht werden. Die Sieben sollen alle Büchsen beschauen, und jede Büchse mit der Stadt oder Land Zeichen bezeichnet werden.

4. Von den Gesellschaften sollen keine Spielleute gebracht werden, sondern die Spielleute des Ortes, wo das Schießen ist, sollen in gemeiner Schießgesellen Kosten gebraucht werden.

5. Solches Schießen soll jährlich von Ort zu Ort ausgeschrieben, und von keinem aufgeschoben oder verhindert werden, als wenn Krieg, Theurung, Sterbensläufe u. dgl. einträten.

6. Es sollen nur Eidgenossen und keine Ausländer zugelassen werden.

7. Von dem Rathe des Ortes, wo der Schießet ist, sollen Zwei den sieben Schützenmeistern zugegeben werden, damit bei Streit und Aufruhr Ordnung geschafft werde. — U. s. w.

Der Bote versteht sich eigentlich auf solches Schießen nicht. Er meint aber doch, es wäre besonders gut, wenn

1) wie oben gemeldet ist, alles zu Erhaltung und Vermehrung von Friede und Eintracht unter den Eidgenossen angestellt würde; und daß,
2) wie oben 7 bemerkt ist, die Schützen sich unter obrigkeitliche Obhut und Ordnung stellten, und nicht eine Macht für sich sein, und trotzen wollten.

Von einer gar alten Hochzeitgeschichte. 1594.

Erstlich was ein vornehmer Herr von Bern seiner Braut gekramet hat; da heißt es zum Exempel:

Ein schön Kleinot sammt einem Ketteli; ward bezahlt Pfund 88.

Eine goldene Kette, und ein Ketteli um das Paret (Hut), Pfund 530.

Eine goldene Hauben, Pfund 22.

Perlen, große und kleine, Pfund 24. 1.

Ferner von dem Hochzeitmahl:

Auf den Ehetag waren auf der Gesellschaft zu Mohren 35 Personen, und durch jede in Zehrung aufgangen 7 Batzen. — Auf der Hochzeit zu Morgen 136 Mannspersonen, auf das Nachtessen 66, ist durch jede verzehrt worden 6 Batzen. An Weibspersonen zum Morgenbrod 58 Personen, auf das Nachtessen 43, jede zu 5 Batzen. An Töchtern zum Morgenbrod 15, zum Nachtessen 10, jede zu 4 Batzen. — Dann kommt in der Rechnung, vermuthlich als Trinkgeld: dem Hauswirth für die Hosen und seiner Frau für die Ermel 4 Kronen.

Damals mag es üblich gewesen sein, daß das Geflügel, das Wildbret u. dgl., zum Theil auch der Wein, von dem Bräutigam selber angeschafft wurde, denn die Rechnung enthält eine Menge Hühner, Hahnen, Welschhühner und Hahnen, Kapaunen, Tauben, Rebhühner, Hasen, Küneli, Färli, Rehbock, Gems, Pfauen, ꝛc. Es ist aber dieses Zeugs eine solche Last, daß es unmöglich alles in Einer Mahlzeit draufgehen konnte, sondern vieles davon wieder, etwa an die Gäste, Verwandte und gute Freunde, verschenkt wurde. Z. B. kommen vor:

Welsche Hahnen und Hühner mehr als 50, Kapaunen mehr als 40, Gänse 16, Hühner und Hahnen mehr als 80, und so alles in Unzahl.

Damit aber die Leser einen Begriff bekommen, was damals die Lebensmittel galten, so setze ich noch hin: Ein welscher Hahn 30 Bz.; ein Huhn 20 bis 25; ein Rebhuhn 6 Bz.; ein Kapaun 12½ Bz., auch minder, bis 5 Bz.; eine Taube 5 Kr.; ein Hase 3 Bz.; eine Wachtel 5 Kr.; ein großes Färli 8 Bz.; ein Pfund Rindfleisch 18 Deniers, denn 24 thun 1 Bz., also 1 Pf. 3 Kr. — Zu merken ist noch Folgendes, wie man die Dienenden bezahlte:

Demjenigen, der Geflügel von Gottstadt brachte, Lohn 1 Pfund.

Demjenigen, der Rebhühner von Rued brachte, 1 Pf.

Demjenigen, der Geflügel von Aarberg brachte, 3 Bz. 3 Kr.

Dem Diener des Landvogts von Interlaken, so Gems ꝛc. brachte, 1 Pf. 3 Bz. 3 Kr.

Meister Veltis Frau, die geholfen kochen und rüsten, 5 Pf. 18 Sch. 4 Den.

Sechs Werchweibern, so halfen wüschen und fegen, 39 Taglöhne, jeder 1 Bz.

Den gleichen, daß sie die Dilenen ob sich gefegt, 12 Taglöhne, zu 2 Bz. jeder.

Der geneigte Leser mag nun Vergleichungen anstellen mit der jetzigen Zeit. Ich wünsche Allen einen fröhlichen Hochzeittag und daß sie ihr Lebenlang sich daran freuen mögen!

Man wasche wie man will den Mohr, Er bleibt so schwarz als wie zuvor.

Einst war der Teufel übel dran,
Er meint, er müßt verderben;
Er klopft bei einem Kloster an,
Will Buß thun vor dem Sterben.
Da ward der alte Schelm gesund,
Und fromm — o nein! Er war zur Stund
Wie vorher; auf und nieder
Der alte Teufel wieder.

—

Wer ist's der spöttisch drüber lacht?
Du selber hast's auch so gemacht!
Hast Besserung versprochen.
Doch das Gelübd gebrochen;
Bist nach der Buße, wie zuvor,
Vor lauter Sünd ein schwarzer Mohr.
Soll dich der Teufel nicht umgarnen,
So laß zu rechter Zeit dich warnen.

Kinder und Narren sagen die Wahrheit.

Mit diesem Sprüchwort ist's halt so — so! Einmal ist's leider wahr. Kinder sagen nur so lange die Wahrheit, als sie ganz klein sind. Wie sie größer werden fängt meist das Lügen an. Manche lernen's von selbst, andre von andern, und sogar manche von den Aeltern. — Meint drum nicht: was ein Kind sagt, ist immer Wahrheit. Paß auf, und wehr dem Uebel weil's Zeit ist. Zum andern

sagen auch Narren nicht immer die Wahrheit. Ehemals hielten Fürsten und große Herren sich eigene Hofnarren, die durften ihnen die Wahrheit sagen. Jetzt mag der kleinste Herr, der geringste Dorfmagnat die Wahrheit auch von gescheuten Leuten nicht vertragen. Merk aber: die Narren sagen nur so lang die Wahrheit, bis sie gescheut werden. Sobald ihnen der Verstand zum Witz kommt, so schweigen sie, oder — lügen; denn sie kennen auch ein Sprüchlein, das heißt: wer die Wahrheit geiget, dem schlägt man den Fidelbogen um's Maul! — Also sind Viele zu Lügnern und Heuchlern geworden, nur damit man sie nicht für Kinder oder Narren halte; und also soll das dich, ehrlicher Mann, nicht anfechten und in Versuchung führen; und also bleibt Lügen immer eine schändliche Sache, gut für Schelme und Taugenichtsse; und also und zuletzt kann und soll man Wahrheit reden, wenn man schon weder ein Kind noch ein Narr ist. — Welches zu erweisen war, sagen die Gelehrten.

Rudolf von Habsburg.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Der Bote hat schon früher einmal von diesem berühmten Grafen erzählt, und will jetzt noch ein lustiges Stücklein zum Beßten geben. — Rudolf war als Graf von Habsburg arm, und trieb so wenig Hoffahrt, daß er oft sein Wams selber flickte. Und das war gescheider, als wenn Manche, die noch ärmer sind, als er, doch alles an die Hoffahrt hängen, und schöne Kleider tragen, an denen weder das Zeug noch der Macherlohn bezahlt ist. Der Bote kennt Einen, dem es hier ein wenig kurios wird. — Item, Rudolf ward um seiner Klugheit, Tapferkeit und Redlichkeit willen zum Könige gewählt; aber er ging gleich schlecht gekleidet einher, und meinte nicht, er müßte jetzt auf der Stelle ein schönes schwarzes Kleid anschaffen. — Affeng! — Einmal kam er ganz allein in die Stadt Mainz. Es war ein kalter Morgen, ihn fror an die Finger, so ging er in eine Backstube und wollte sich wärmen. Aber die Bäckerin stemmte die Arme in die Seite und sprach: „Was thust du da, Hallunke? Scher dich fort, du schäbiger Hund, und gehe zu deinem Bettelkönig, der mit seinem Kriegsvolk das Land auffrißt!“ Das dünkte den König lustig. Er meinte, die Frau wird nicht Ernst machen. „I will no-ne chly lose, wie die chäderet!“ Als er aber nicht ging, gießt ihm die Frau wirklich einen ganzen Kübel voll eiskalten Wassers über den Kopf! — Mit einem Fluche zwischen den Zähnen entfernt sich Rudolf, um im Lager sich anders anzukleiden.

Meint ihr nun: der König wird's dem unverschämten Weib schon eintränken, — so meint ihr unrecht. Große Geister, wie Rudolf sicher einer war, machen dergleichen Händel anders ab, als andere gemeine Menschen. Der König erzählte an der Mittagstafel unter Lachen, was ihm begegnet war, und belustigte seine Gäste nicht wenig damit. Dann nahm er eine Flasche Wein, und einen großen Teller voll der beßten Speisen, sandte sie der Bäckersfrau, und ließ ihr sagen: „Das kommt von Demjenigen, dem du diesen Morgen einen Kübel Wassers angeschüttet hast, und der sich für das kalte Bad schönstens bedanken läßt.“ Hilf Himmel, wie erschrack die Frau, als sie vernahm, daß sie den allgefürchteten König so schnöde behandelt habe! Auf der Stelle lief sie hin,

Rudolf von Habsburg.

fiel ihm zu Füßen, und bat um Verzeihung. Die versprach ihr der König, doch mußte sie vor Allen noch einmal alles sagen, was sie ihm am Morgen Unverschämtes angeworfen hatte, und wenn sie ein Wort ausließ, so setzte er's selber hinzu. — Ein wahrhaft großer Mann wird sich nie anders an den Kleinen rächen!

Der Nachruhm.

Eine Fabel.

Im Wallis ging ein alter Bär,
Mit abgemeßnem Rathsherrn Schritte
Am Rande eines Walds einher.
Sein Schatten neben ihm. — Er stutzt!
„Ei wer,
„Wer ist so groß wie ich? Ich bitte,
„Zeigt einen größern mir! Ja! Ja!
„Mit Staunen wohl die Nachwelt es vernähme,
„Wenn meine Größ' im Bilde vor sie käme.
„Ei! Frisch gewagt! Gelegenheit ist da."
Flugs legt der Bär im frischen Schnee sich nieder,
Und drückt sein Bild der weichen Masse ein.
Wie groß ist nicht der Leib, die ausgestreckten Glieder!
Was kann wohl herrlicher, als dieses Bildniß sein?
Wo ist das Denkmal jetzt? In wenig Sommerstunden
Ist Bild und Schnee dahingeschwunden.

—

Ihr Helden dieses Tags, des Dorfes Matadoren,
In Eu'rer Eitelkeit sind eben solche Thoren.
Wenn ihr auf Nachruhm hofft! — Ich will als Freund Euch rathen,
Sucht Eure Ehre nur in weisen, guten Thaten!

Schlimm genug, wenn's so ist.

Nackt ward ich zur Welt geboren,
Nackt scharrt man mich ein.
Also hab' ich durch mein Sein
Nichts gewonnen, nichts verloren.

So machte ein Franzose seine eigene Grabschrift. Der Leser merkt schon, daß da nur vom Leibe die Rede ist, daß der Mensch aber, Gottlob, etwas Anderes und Besseres hat, als das, was man in die Erde scharrt, und daß dieses Bessere im Leben viel gewinnen oder — verlieren kann.

Strafpredigt über viele Aeltern.

Aus einem alten Buche.

So und nicht anders pflegen viele Aeltern zu hausen. Sie schauen alle Weg und Steg wie sie den Leib der Kinder versorgen, schützen, verwahren, bedecken, zieren und putzen; aber die Seele, die der beßte Theil ist, woran das Meiste liegt, lassen sie offen stehn, den höllischen Raben zum Raube! — Wenn die Aeltern ein Kind haben, welches einen Buckel hat, wenn es schielet — wie schämen sie sich! — Wie verdrießt es sie, wenn es auf einer Seite hinkt, oder ein Muttermal (Ammal) im Gesicht hat! Das geringste Leibesgebrechen ist ihnen, den Aeltern, verdießlich. Aber wenn die Seele ist wie eine Wüste, worin nur Dörn und Disteln wachsen, oder wie ein Garten voll Unkraut und Nesseln, oder wie eine Gasse voll Misthaufen, oder wie ein Gemach, Saustall genannt, das achten und betrachten viele Aeltern nicht, das schmerzt sie nicht! — Das kommt mir just vor, als wenn einer Achtung gäbe auf die Schuhe und fragt nichts nach dem Fuß! Das heißt ja die

Nußschalen aufsparen und die Kerne wegwerfen; das Geld wegschütten und die leere Saublatter aufbehalten; den Degen verrosten lassen, und die Scheide vergolden. O ihr thörichten Aeltern! Ihr seid nicht werth, daß ihr sollet Aeltern heißen. Sorget doch vor Allem, wie ihr den Kindern den Himmel zuwege bringet, welches geschieht durch eine gottesfürchtige Auferziehung; denn erst bekümmert euch um das Zeitliche und Irdische, das ihr ihnen wollt hinterlassen.

I wot nit wybe.

Si meine geng i sött o wybe!
I däiche-n aber i lais la blybe.
Nähm ig e Jungi, i wär ihre z'alt.
Nähm ig en Alti, so sturb si mir bald.
Nähm ig e Rychi, so hätt' si mirs für.
Mit ere Arme chäm i nit der dür.
Nähm ig e Schöni, was hätt' i dest meh?
D' Schönheit vergeit wie im Frühlig der Schnee.
U mit ere Wüste, was hätt' i für Freud?
Mit ere Böse, was Herzeleid!
Aber e Gueti? Wo ist die z'finde?
Such oben und unte, u vorne u hinte —
Es düecht mi es schick mer si gar nüt z'wybe,
Drum däiche-n-i wäger i lais la blybe.

Si wott nit manne.

Ach! Höret doch a mir äke-n u granne!
I säge no einisch: i wott nit manne!
I chönnt ame Bur nit werche gnue.
Ame Herr nit zimpfer u herrschelig thue.
Ame Thauner wurd i gly z'viel esse;
Ame Chrämer nit spitz gnue wägen u messe.
Ame Schnyder nit exakt gnue näije;
Ame Gärtner nit gut gnue pflanze u säje.
Ime Wirthshus gits Händel u Schlägerei,
Viel wüste Flüch u viel volli Säu.
Was het me z'letst viel Guts z'erwarte?
Si hocke im Wirthshus bi Fläsche u Charte;
D's Wyb sitzt daheime u gaumet d'Ching;
Der Ma chunt spat, bringt e böse Gring;
U faht wol gar a stryten u zangge,
Anstatt dem arme Fraueli z'danke.
Drum sägi no einisch: i wott nit manne.
Drum lat mi rüeyig mit äken u granne!

So säge si! So muß es ga!
Un — Er nimmt e Frau, u si-n e Ma!

Etwas vom Streit und Zank.

Meint der Leser: „dessen haben wir mehr als gut ist, und du brauchst nicht noch davon zu erzählen;“ so hat er zuerst recht, und darnach unrecht. Nämlich, daß wir nur zu viel Streit und Zank haben, ist leider wahr! Aber warum sollte ich nicht davon erzählen was nutz ist zur Lehre und Warnung? — Also höret immerhin meine Geschichte.

In einem engen Hausgange begegnen sich Zwei. „Platz!“ rief der Eine, und „Platz!“ rief der Andere! Aber keiner wollte weichen, so stießen sie auf einander, thaten sich wehe, fiengen an zu schimpfen, und Streit und Zank war fertig. Jetzt brachte der Lerm den Spitalmeister herbei, denn die Sache geschah in einem Spital. Der Eine klagte, und der Andere klagte auch, und berief sich auf einen Dritten, der stillschweigend dabei stand. Der Spitalmeister hörte sie ruhig an und der aufgerufene Zeuge sagte kein Wort, worüber die Zänker gar bös wurden. Da that der Meister den Ausspruch: was seid ihr Beide für thörichte Menschen. Wie möget ihr euch erzürnen über das, was ihr einander ohne Wissen und Willen zu leide gethan habt? Der Eine

von euch ist ja blind, der Andere ist lahm, und Der, den ihr zum Zeugen aufruft, ist taubstumm! — So war's ausgemacht. Doch das Beßte kommt noch. Der Lahme nahm den Blinden bei der Hand und sagte: Hör du! Es ist mir leid, daß ich dir weh gethan. Ich will dir in Zukunft mein Auge entlehnen, gieb du mir deinen Arm, so ist Beiden geholfen. Und als der Taubstumme sah, daß die Beiden freundlich waren, nickte er mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Recht so!

Der Bote sagt, so zanken in der Welt Viele, weil sie blind und lahm sind am Verstande. Zum andern wäre es gut, wenn immer ein verständiger Mann dazu käme, der sie auseinander setzte; und zum dritten wäre zu wünschen, daß man denen, die zum Frieden rathen, besser glaubte und folgte.

Eine kuriose Musterkarte.

Im Herbstmonat 1844, bald nach dem Bettage, war der Bote auf der Aargauer-Straße, und traf da einen Mann, der ihn gleich um eine Pfeife Tabak ansprach; und damit war auch die Vertraulichkeit gewonnen. Der Mann war alt und grau, so trug ich mit ihm, und er mit meinem Holzbein Geduld, daß wir langsam giengen, und gar wohl allerlei Gespräch führen konnten. Und zwischen Hindelbank und Kirchberg fragte er mich: „Geht es an andern Orten auch so an ein Stehlen, wie hier herum? Ja, sagte ich, man klagt überall, es sei auch gar nichts mehr sicher. Und wenn man die öffentlichen Blätter liest, so muß man's glauben. Ja, sagt er, es gibt je länger je mehr Schelme, und das „gar aller Gattig!" Feldschelmen, vor denen im freien Felde keine Pflanzung sicher ist; Gartenschelmen, die sogar durch die Zäune brechen, das Obst an den Gehälden, und die Blumen ab den Stöcken stehlen; Hausschelmen, vor denen im Keller, Stall, Speicher, Bühne, Stube kein Trog und kein Schaft, kein Schloß und kein Riegel hilft; Waldschelmen, die dem Besitzer das Holz stehlen, und doch meinen, sie seien keine Schelme, sondern nur Frevler!! Es gibt Nachtschelmen, die, wie die Kinder der Finsterniß, auf's Stehlen losgehen, während ehrliche Leute schlafen; Tagschelmen, die sogar die helle Sonne nicht scheuen, und stehlen, als hätten sie das Recht dazu. Ja sogar Sonntagsschelmen gibt's, die auf's Stehlen losgehen, während Andere in der Predigt sitzen! — Und sicher ist auch gar nichts vor ihnen. Es sind Ankenschelmen, Birenschelmen, Chriesischelmen, Dünkelschelmen, Eierschelmen, Fischschelmen, Geldschelmen, Herdäpfelschelmen. — Oho! sagte ich, ich merke, guter Freund, ihr habt Euer Schelmenregister nach dem A B C geordnet! — Ja hani, antwortet er; aber ich habe noch eine andere Musterkarte. Es gibt auch alte Schelme und junge Schelme; große Schelme und kleine Schelme; schlaue Schelme und dumme Schelme; reiche Schelme und arme Schelme; freche Schelme — und — — Halt ein, rief ich dazwischen, es ist mehr als genug. Am Ende macht ihr die ganze Welt zu Schelmen. Aber sagt mir doch guter Freund, wer seid ihr, daß ihr so auf die Schelme erbost seid? Ich glaube beinahe ihr seid euers Handwerks ein Seiler, und möchtet gern jedem Schelm ein hänfenes Halsband verkaufen. Da stand der Mann still, sah mich an, und sagte: „Nein, ein Seiler bin ich nicht, aber

g'schauit, es wär ke Schade, we me die Schelme alli henkti; sie chönte emel de nimme stehle. Me seit im Sprüchwort: e todine Hund beißt nit, un e g'häichte Schelm stihlt nit."

Der Pfarrer und der Bauer.

„Gestern, sagte der Bauer Hans zum Statthalter — hat mich der Pfarrer wüst angeschnautzt." Warum? „Einmal, daß ich so spät komme, mein Kind zur Taufe anzugeben." Wann bist du gegangen? „Heh! es hat grad halb neune geschlagen." Nun de glaub igs wohl! Wenn der Herr den ganzen Tag Jedermann gerne Bescheid giebt, so kann man ihn Nachts wohl ruhig lassen. „Heh! ich dachte, ich versaume den Weg nichts an der Arbeit; und dann hätt' ich gemeint, wenn's etwa ein armes Taunerli wär — miera, aber mir." — Los, sagte der Statthalter, einem armen Tauner wär's eher zu verzeihn, wenn er mit seiner Zeit geizet, aber du hast das nicht nöthig, und konntest wohl eine schicklichere Zeit nehmen. „Und dann wußte ich nicht, ob das Kind vierzehn Tage oder drei Wochen alt sei, und wie die einti Gotte eigetlich heiße!" Aber ist's doch auch möglich, sagte der Statthalter, daß du so ungeschickt thun konntest! Das weiß doch Jedermann, daß man dem Pfarrer den Kopulationsschein weisen muß, damit er das Kind ehelich einschreiben könne. Dann sollte doch jeder vernünftige Vater wissen, wann sein Kind geboren ist. Hast du doch im Kalender angemerkt, wo dein Zingel gekalbert hat so solltest du doch viel mehr anmerken, wenn dein Kind geboren ist. — Die Bücher im Pfrundhaus sind für die ganze Gemeine so wichtig, daß man doch genau wissen sollte, was man einschreiben läßt. „Hm!" sagte der Bauer, „ich sehe schon, daß du auch des Pfarrers Meinung bist. Je nun! Es ist gut für ein andermal." — So hat mir's der Statthalter selber erzählt! Merks! — es machens noch Viele eben so ungeschickt, wie dieser Bauer.

Die Katzenjagd.

So hat mir der B. in B. erzählt. Ich kann nun einmal die Katzen nicht leiden. Die schmeichelnden, falschen, schnausigen, tückischen Thiere sind mir zuwider. Aber da mein Nachbar L. hat sich von seiner Frau scheiden lassen, und eine andere angestellt; die ist ganz in die Katzen vernarret, und stellt ihrer sieben an. Ich sagte: das ist eine böse Sieben! Nein, sagt der Mann, es ist die heilige Zahl! Wart du Narr, sag' ich, es werden schon siebenmal sieben nachkommen! Ja, sagt er, siehst du nicht, wie die hungrigen Ratten und Mäuse dem Gäuer-Metzger in seine Speckkammer gedrungen sind, und eben den feißesten Speck aufgefressen haben? Katzen müssen wir haben, damit es uns nicht auch so geht! — Hm! sag' ich, ich habe einmal im Pfrundhaus gehört, daß des Herren Töchterlein zum Klavier ein lustiges Liedlein gesungen hat. Ich kann's noch auswendig, wenn du's hören magst. — So laß hören. — Es heißt:

Ein Junker spürte viele Ratzen
Auf seinem Schloß.
Er kaufte sich ein Dutzend Katzen
Und ließ sie los.
Die packten flugs mit wildem Schnauben
Und scharfem Zahn
Die Ratzen? — Nein, des Junkers Tauben
Und Schinken an.
Verdammtes Vieh — —

Schweig, rief der Nachbar erbost, und — kehrte mir den Rücken.

Meine Knechte und etliche meiner Hausleute meinten, ich sollte die Katzen in meines Nachbars Hause nicht leiden; ich sollte „uf sie z'Dorf" und sie ausjagen. Aber ich sagte: so ein Narr bin ich nicht! Ich habe in meines Nachbars Hause so wenig zu befehlen, als er in meinem Hause. Muß er's leiden, daß ich Tauben halte, so muß ich leiden, daß er Katzen halte. Ja, wart nur, sagten sie; seine Katzen werden dir deinen Garten schön ranschiren und dir deine Küche ausschnausen, und deine Tauben zehnten! Nun, wenn seine Katzen hinter mich gerathen, so weiß ich, was ich zu thun habe. Kommen sie mir in den Garten, so schick' ich ihnen mit dem Blasrohr ein Lettkügeli auf den Pelz; kommen sie mir in's Haus, so werden sie hinausgeprügelt; gerathen sie hinter meine Tauben, so schlage ich sie todt. In meinem Hause bin ich auch Meister. Er aber mag's selber verantworten, wenn er den Katzen so viel Futter gibt, daß eine arme Haushaltung davon leben könnte

So hat mir der B. erzählt im Christmonat 1844, als es in Luzern zu spucken anfieng, und sagte mit Lachen dazu: und jetz sagen die Narren, ich sei ein Katzenfreund!

An die liebe Sonne.

O liebe Sonne, sei gegrüßt;
Wie lange hab' ich dich vermißt!
Nun schenkest du zum ersten Mal
Uns wieder deinen Freudenstrahl.

Ich grüße dich, du schönes Licht,
Mit heiterm, frohem Angesicht.
Du gießest reinen, frohen Sinn
Auf alles, was da lebet hin.

Du bist ein Wesen heiß und rein;
So soll auch meine Seele sein,
Von heißer Menschenlieb' entbrannt,
Von aller Bosheit abgewandt.

Du bist mit Klarheit angethan,
Und wandelst immer rechte Bahn;
Wohl mir, wenn ich, wie du, im Licht
Der Wahrheit geh'; dann fall' ich nicht.

Du legst dich niemals auszuruh'n,
Kömmst immer wieder wohlzuthun;
Du achtest weder Stand noch Glück,
Auf Bös' und Gute strahlt dein Blick.

Heil dir, du Bild von Lieb' und Macht,
Du Bild von Dem, der dich gemacht.
Ich bin sein Ebenbild wie du,
Wenn ich, gleich dir, nur Gutes thu'.

O würd' ich von dir allezeit
Gefunden wacker und bereit!
Dann dürft' ich deinen hellen Strahl
Willkommen heißen allemal.

Dann dürft' ich nie zur Erde sehn,
Und weg aus deinem Lichte gehn.
Denn unwerth deiner, früh und spat
Ist, wer kein gut Gewissen hat.

Thierquälerei.

Es wird jetzt über die Sache viel gesprochen. Ganze Bücher sind davon geschrieben, und in des Boten Kalender war auch schon davon zu lesen. Aber ein Baum fällt nicht auf einen Streich, und so will ich noch einmal davon sprechen, und sagen, was ich von verständigen Leuten davon gehört habe.

Wenn die Kinder Thiere quälen, Vogelnester ausnehmen, die Jungen verhungern lassen, oder gar einander an die Köpfe werfen; Heustüffel an einen Grashalm ziehen

u. dgl., so ist das Unverstand der Jugend. Aber den sollte man eben nicht leiden, und Aeltern und Schullehrer sollten einmüthig dagegen eifern. Denn vorerst soll man die Kinder gewöhnen, nicht gedankenlos, sondern mit Ueberlegung zu handeln, sonst werden sie niemals vernünftige Menschen. Und ich meine doch, das ist das Erste, was die Erziehung bewirken soll, vernünftige Menschen zu bilden.

Zum andern soll man ihnen sagen, daß es grausam und roh ist, Thiere zu quälen; daß die Thiere auch Schmerz fühlen, und dabei um so elender sind, weil sie sich gegen den stärkeren Menschen nicht wehren können. Wenn du einen Regenwurm mit Füßen trittest, denk, wie thät es dir, wenn ein Roß dich mit seinen Hufen zerträte! Will das Kind nicht darauf merken, so raufe man's bei den Haaren und lehre es am eigenen Schmerz den fremden kennen. Wer als Kind kein Mitleid mit Thieren fühlt, wird im erwachsenen Alter auch kein Erbarmen mit Menschen haben, und wird hart, grausam. Und gewöhnte man die Menschen von Kind auf zu heiliger Achtung für das Leben, so hätten wir keine Kindsmörderinnen mehr, und weniger Selbstmörder!

Man sage den Kindern drittens immer wieder: die Thiere quälen ist gottlos, ist Sünde. Die Thiere sind Gottes Geschöpfe so gut als die Menschen; er sorget für sie, wie für uns, und wenn deine Kinder zu Tische den schönen Spruch beten: „Aller Augen warten auf dich, o Herr! daß du ihnen Speise gebest ꝛc.," so sage ihnen, daß auch die Thiere ihre Nahrung von Gott haben, daß Er die Vögel unter dem Himmel speist, und mit Wohlgefallen alles sättiget, was da lebet. Wer den Thieren zu leide thut, beleidigt den Schöpfer und Erhalter derselben, thut also Sünde. Das sollte man den Kindern immer einschärfen.

Ueberhaupt gewöhnt doch ja eure Kinder, daß sie nicht alles haben wollen, was sie sehen, und laßt ihnen nicht alles nach, was sie gelüstet. Eben diese Nachsicht gegen ihre Gelüste verleitet sie zum Ausnehmen der Nester und Fangen der Insekten, die sie gedankenlos und gefühllos zerstören. Und eben dieses Gelüsten ist Schuld, daß sie Obst stehlen, und dann auch Anderes stehlen lernen. — Exküse, daß ich da in das Erziehungswesen rede. Aber — ich kann eben nicht immer schweigen.

Ein Exempel für Thierquäler.

Das Thier hat zwar keinen Verstand, aber es weiß recht gut, wer es gut oder böse mit ihm meint, und fühlt das Unrecht. Wird es mißhandelt, so setzt es sich wohl auch zur Wehre, und rächt sich am unbarmherzigen Menschen. — In einem Dorfe nicht weit von Antwerpen ist es im Jahre 1841 geschehen, daß ein Bauer sein Pferd, das vor ihm herging, unaufhörlich prügelte. Eine Zeitlang nahm das arme Thier die Schläge so hin. Aber auf einmal wendet es sich um, bäumt sich gegen seinen Meister, faßt mit den Zähnen sein Gesicht, packt dann seine Hände, die es fürchterlich zermalmt, wirft ihn zu Boden, und stampft auf ihm herum, bis er todt ist.

Ein Exempel für Thiernarren.

Eine vornehme Frau kommt in eine Apotheke, und hinter ihr ein Kammerdiener

mit einem kleinen, schön lakirten Kästchen, worauf sogar schöne Wappen gemahlt waren. Die Frau begehrt Weingeist. Wie viel? Da winkt sie dem Kammerdiener, nimmt ihm das Kästlein ab, öffnet es, und — darin lag ein Herz! — Die Apothekergehülfen sahen die Frau mit Bedauern an. Ach! sagte der Eine: Madame, Sie müssen viel Schmerz gefühlt haben, bei dem Tode eines so geliebten Wesens. Ja, sagte die Frau, mit Seufzen und Thränen im Auge, unendlichen Schmerz. — Es ist — sagte der Apotheker, vermuthlich das Herz ihres kleinen Kindes? „Nein, mein Herr! Ach es ist das Herz von meinem Schoßhund!“

Nun, das ist doch wahrhaftig aus dem Thierbuch.

Ein dito auf andre Manier.

Einer solchen Närrin in einer Stadt war auch ein lieber Hund drauf gegangen, und sie meinte, er müßte auf dem großen Platze vor dem Rathhause stattlich begraben sein. Aber der Bürgermeister will das durchaus nicht zugeben, er hält das für einen Schimpf des Rathes, und alles Bitten der Frau ist vergeblich! — „Ach! sagte sie endlich, wenn der wohlweise Herr Bürgermeister wüßte, wie viel Verstand mein gutes Hündlein hatte, er würde es sicher zugeben!“ Was? — fuhr der Bürgermeister sie an — ein Hund hat keinen Verstand. — „Doch! Doch! mein Mimi hatte sicher viel Verstand, denn er hat ja in seinem Testamente dem Herrn Bürgermeister zwei Luidor vergabet?“ Wie? Was? — rief dieser — mir zwei Luidor? „Ja, so ist's in Wahrheit!“ Nun, das muß in der That ein sehr verständiger Hund gewesen sein. So einen Hund kann man wohl vor dem Rathhause begraben! — Da heißt es wohl recht:

Bringst du was? So komm, sitz bei mir nieder.
Bringst du nichts? So geh und scheer dich wieder.

Oder:

Volle Hand — Zeigt viel Verstand!
Leere Hände — Sind bald am Ende.

Ackermann rettet den gefangenen Obersten Monnier bei Sins.

(Siehe die Abbildung.)

Unter vielen schönen Zügen, welche uns unsere vaterländische Geschichte aus frühern Zeiten, gleichsam zum Vorbilde für unsere Tage aufbewahrt, hat dem Kalendermacher besonders der folgende aus dem traurigen Kriege zwischen Eidgenossen beider religiösen Glaubensbekenntnisse aus dem Jahre 1712 wohlgefallen, daher er ihn seinen Lesern mittheilt, überzeugt, daß er sie eben so ansprechen wird. Wir übergehen die Veranlassung und die Geschichte dieses Krieges, der unter dem Namen des Tockenburger-Krieges in unsern Schweizergeschichten eine wichtige, wenn auch unglückliche, Stelle einnimmt, um sogleich zu unserer Erzählung überzugehen:

Es war also im Jahre 1712, als nach kurzem Frieden der Kampf zwischen den Bernern, welchen Zürich zur Seite stand, und den fünf Ständen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug auf's Neue heftig ausbrach. Die bernische Armee war nach Muri vorgerückt und hatte einige Kompagnien unter dem Obersten Monnier bei Sins

Ackermann rettet den gefangenen Obersten Monnier bei Sins.

vorgeschoben. Dieser in den obern Freiämtern gelegene Ort war durch seine Lage in militärischer Beziehung ein äußerst wichtiger Ort, indem er für die Feinde einen vortheilhaften Paß darbot, der daher große Vorsicht erheischte. Besonders wichtig war die Brücke über die Reuß, welche allein einen offenen Weg über den Fluß darbot. Die bernischen Truppenanführer waren durch den nicht lange vorher abgeschlossenen Friedensvertrag ziemlich sorglos geworden, brachten die Zeit bei Festlichkeiten und unmäßigen Gelagen hin, und achteten daher wenig der Vorstellungen und Warnungen der beiden waadtländischen Offiziere Sacconay und Monnier, Sins durch eine gehörige Truppenzahl gegen einen plötzlichen Ueberfall zu sichern, und sie mußten daher von ihnen aus ihr möglichstes thun, um mit ihrer geringen Truppenzahl ihre Stellung zu behaupten. Monnier besonders war durch seine Unerschrockenheit bei seinen Waffengefährten sprichwörtlich geworden und es blieb ihm daher auch nichts übrig, als zu beweisen, was er wenigstens dann geleistet haben würde, wenn man seiner Vorstellung Gehör gegeben und ihn unterstützt hätte.

Seine Voraussicht bewährte sich leider durch den Erfolg. Noch war Monnier mit seinen Verschanzungen nicht fertig geworden, als auf einmal der Ort von einem feindlichen, überlegenen Kriegshaufen der kleinen Kantone, unter der Anführung von Reding, Ackermann und Landammann Müller von Zug, welche einen weiten Umweg zum Angriff gewählt hatten, überfallen wurde. Monnier konnte ihnen hinter seinen unvollendeten Verschanzungen nur 300 Mann entgegenstellen, welche aber ein so gutes Feuer gegen die Feinde unterhielten, daß ihre Reihen beträchtliche Lücken erhielten und deren Führer, Reding und Müller, beim ersten Anfall sterbend fielen. Auch Ackermann wurde am Kopfe verwundet. Die Schwyzer wurden wüthend über den Fall ihrer Führer, und nun begann ein neuer Angriff von allen Seiten, und dennoch leisteten die Waadtländer, gedrängt von allen Seiten und unter dem heftigsten Kugelregen einen heldenmüthigen Widerstand, der aber fruchtlos war, da sie der Ueberzahl weichen mußten und sich von allen Seiten ohne Unterstützung ganz verlassen sahen, indem die 700 Mann unter Mülinen und die Neuenburger, welche ihnen hätten Beistand leisten sollen, sich zurückgezogen hatten. So mußten die Waadtländer, von allen Seiten umringt, nur noch in geringer Zahl, sich auflösen. Die Einen, etwa 60 an der Zahl, schlugen sich durch den Feind und gewannen das Freie, die Andern aber zogen sich nebst ihrem Befehlshaber Monnier in die Kirche zurück, wo sie Schritt für Schritt sich vertheidigend bis in den Thurm gelangten; als man sie hier aber durch den Rauch von angezündetem nassem Stroh zu ersticken suchte, wurden sie gezwungen sich wieder von Neuem in die Kirche zu werfen. Fernerer Widerstand war unmöglich, da Pulver und Blei verschossen waren, daher sich Oberst Monnier verwundet an Ackermann ergab, dem er sein Petschaft überreichte. Die feindlichen katholischen Soldaten, wüthend über den erfahrnen Widerstand, wollten racheschnaubend auf den tapfern Obersten Monnier losstürzen, um ihn zu ermorden; allein da warf sich Ackermann von Unterwalden, der bei seinen Kriegsgenossen großes Ansehen genoß, zwischen ihn und ihre Bajonnette und stieß die Ergrimmtesten mit

den Worten zurück: „An den Ueberwundenen soll keine Hand gelegt werden, denn ich habe ihm das Leben verheißen, und wer es ihm nehmen will, der hat es mit mir zu thun, der muß mich zuerst umbringen.“ Diese Entschlossenheit und Großmuth des geachteten Führers wirkte wie ein Zauberschlag auf die ergrimmte Kriegerschaar und beschämt und stumm stunden sie da. So rettete das wahre menschliche Ehrgefühl des Kriegers, der in dem überwundenen Feind nicht mehr den Nichtkatholiken, sondern nur den tapfern Soldaten sah, der sich ihm auf Treu und Glauben an sein verheißenes Wort, ihm das Leben zu erhalten, ergeben hatte, nicht nur das Leben des tapfern Obersten Monnier, sondern verhinderte dadurch auch Gewaltthätigkeiten, die ohne Zweifel auch an den übrigen gefangenen Soldaten ausgeübt worden wären.

Fabel.

Im Spiel bewegt sich nur ein Kind.
Es freuet sich der bunten Karten;
Baut Häuser mit, und mag es kaum erwarten
Bis die Gebäude fertig sind.
Sie stehn! — Es bricht in Jubel aus!
Beklatschen muß das ganze Haus
Den Wunderbau. — Allein gar bald
Gefällt die hochgepriesene Gestalt
Dem Kind nicht mehr! Es reißt sie nieder,
Und baut mit neuem Eifer wieder
Ein neues Haus, das einzig rechte!
So stand noch keins! — Allein wie lange?
Das Wörtlein „Fortschritt“ macht ihm bange,
Gleich muß ein neuer Bau entstehn,
Und der ist wieder einzig schön.

So machen's, sag' ich, ungelogen,
Jetzt viele neue Pädagogen.

Ueber unsere Landessprache.

Die Gelehrten haben in der Schulzeitung sich zerzankt, ob man deutsche Sprache beim Becker, oder im Wurst, oder Harnisch u. s. f. lehren soll. Der Bote versteht nichts davon, meint aber, es wäre vor Allem aus gar gut, wenn Jeder seine Muttersprache recht zu brauchen wüßte, so daß er Jedermann, Herren und Bauern, vernünftig und verständlich sagen könnte, was er zu sagen hat. Aber das können leider lange nicht Alle! Viele „stagglen“ an der einfachsten Sache, so mühselig, daß sie gar nicht fortkommen. Andere brauchen gar schlechte, unpassende Worte; Andere wollen's recht schön machen, mischen fremde Worte drein, die sie ganz falsch anwenden, und meist falsch aussprechen, wie „Itresse, Puntenöri, Kunterstuzion, Sakredari, Subistutz u. dgl.“ Da meint denn der Bote in seiner Einfalt, man sollte doch zuerst seinen eigenen Hausrath recht brauchen lernen, und jedes Wort an seinen rechten Ort thun, und aus dem reichen Vorrath immer gerade das Beßte und Schicklichste wählen. Er will das an einem Exempel zeigen. Dem geneigten Leser kann nichts daran gelegen sein, von wem der Bote die Sache hat. Man fragt auch nicht, wie heißt das Märitweib, bei dem du die Rüben gekauft hast? Die Hauptsache ist: sind sie gut und recht gekochet?

Also: unsere Muttersprache ist z. B. reich an solchen kleinen Worten, die zur Verstärkung des Gedankens dienen. Man sagt: „ausbündisch, abenthürlich, bidenklich, chätzis, chetzers, chrütz, tilders, Tüfels, tüners, tütschels, tusigs, fürguet oder verguet, galges, gottlos, grüslich, gräßlich, grausam, grimmig, hagels,

heidisch, henkers, henkermäßig, hunds, hündisch, hellisch, hellsüchtig, höllenmäßig, schießig, süchtig, sakers, sakerdies, sakerlots, sakerments, überheits, unerchant, unvernünftig, usöd, unerhört, verflucht, verflurt u. s. w." Da sind Worte genug, und doch habe ich eine Menge Schwüre mit Fleiß übergangen. Nun sind darunter viele, die überhaupt wegbleiben könnten. Zu größerer Verdeutlichung sind diese Worte größer gedruckt Wenn nun eines oder das andere dieser Kraftworte zu „bös" gesetzt wird, z. B. das Wyb ist chätzis, oder hündisch bös, so denkt man etwa an die Katze, die kratzt, oder den Hund, der beißt. Und das mag passen. Oder man sagt: „er hat gar gottlos, gar gräßlich g'schwore", so ist auch das recht. Was soll man aber sagen, wenn man hört: „gar Tüfels lustig; Galges, oder Hagels gut; gräßlich schön; verflucht lieb u. dgl.?" Ist das nicht geradezu gedankenlos und unvernünftig geredet?

Der Bote, der leider kein Seminarist war oder ist, will sich zwar nicht vermessen den Herren Schullehrern etwas rathen zu wollen. Er will nur ganz bescheidentlich fragen, ob es nicht wohlgethan wäre, hier ein wenig aufzuräumen, und die Kinder durch Unterricht und Beispiel anzuleiten, wie sie ihre eigene, angeborene Muttersprache vernünftig, schicklich, anständig und schön reden sollen? Diese Muttersprache ist und bleibt doch das Hauptwerkzeug des täglichen Verkehrs im Leben, und die Schuhe, die ich tagtäglich bei allen meinen Gängen, Beschäftigungen und Arbeiten trage, verdienen meine Aufmerksamkeit eben so gut oder mehr, als die Sonntagsschuhe! — Vernünftige Leute sind längst von dem Vorurtheil geheilt, als ob der Mischmasch von französischen, hochdeutschen, wohl gar lateinischen Worten ein Beweis von Bildung sei. Jedes Volk bildet sich in seiner Muttersprache am beßten aus.

Für die Schnäuzler.

Wie die Katze trägt ein Schnäuzchen Herr Magrie;
Weil er gar zu gerne schnauset so wie sie.

Eya doch! Zu lieb der Mode trägt den Schnauz Herr Hilfericht!
Nun! Es wäre ja sonst gar nichts in dem leeren Angesicht.

Nun trägt gar einen Schnauz der weibische Neran,
Damit die Welt nur meint, er sei doch auch ein Mann.

Ein gar zu schönes Schnäuzchen trägt der Schneidermeister Frase.
Er wischt damit den Schnupftabak dem Schätzchen von der Nase.

„Wie? Nun sogar auch du ein Schnäuzler, lieber Klaus?"
Ich lasse meiner Frau nicht gern etwas voraus.

„Du, Schuster, einen Schnauz! Wozu? Das ist zum Lachen!"
Er soll als Bürste mir die Stiefel glänzend machen!

„Wie? Heute einen Schnauz? Noch gestern trugst du keinen."
Herrn Willers Kräuteröl thut das! Wer sollt' es meinen?

Warum ist Matz geschnäuz? Ich weiß es nicht! Vielleicht
Damit er desto mehr noch seinem Pudel gleicht.

Die Thiere als Wetterpropheten.

Da die Witterung auf das Gedeihen der Landarbeiten immer einen entschiedenen wichtigen Einfluß ausübt, so ist von jeher dem Landmann sehr viel daran gelegen, einige Zeit voraus zu wissen, was für Wetter etwa kommen werde. Denn das erfährt er alle Jahre auf's Neue, daß nicht der, so pflanzet und wässert, die Hauptperson ist, sondern daß das Gedeihen, der Segen der Arbeit von Dem kömmt, der über Sonnenschein und Regen, Wärme und Kälte, Hagel und Schnee gebietet. Wer das noch nicht gewußt hätte, könnte es an den Herdöpfeln lernen. Nun sind in vielen Häusern etwa Wettergläser, sogenannte Barometer; aber wer hat nicht schon erfahren, daß oft bei hohem Quecksilberstand doch Regenwetter, und beim tiefen oft gutes Wetter ist? Der Bote dient den Leuten gerne umsonst, und will Euch darum hier zeigen, wie die Thiere lebendige Wetterpropheten sind, und, wenn man sie genau beobachtet und recht versteht, weniger irren als die Barometer. — Witterung, Wetter heißen wir die mancherlei Veränderungen, die in dem großen Raum zwischen Himmel und Erde vorgehen. Diese Veränderungen sind oft dem Menschen lange verborgen, und er merkt z. B. einen Sturmwind oft nicht eher, als bis er losbricht. Die Thiere merken das viel eher und ändern ihr Betragen, wenn sie merken, daß eine bedeutende Aenderung heranrückt. Merkt also auf Folgendes: Man hat solche Wetterzeichen schon von Alters her, aber manche sind unrichtig und nur Aberglauben. Z. E. es ist unrichtig, daß ein strenger Winter folge, wenn die Vögel im Herbste fett (feiß) seien; oder: es werde vor Weihnacht keine rechte Kälte kommen, wenn die Zugvögel, Schwalben, Lerchen rc. uns nicht vor Michelstag verlassen. So lange voraus kann das Thier nichts wissen; wohl aber etwa drei, vier oder mehrere Tage voraus. Und so sind auch die sogenannten Bauernregeln nicht alle richtig. — Aber Folgendes:

1) Wenn der Maulwurf (die Schärmaus) die Erde hoch aufwirft, so giebt es bald Regen. Denn in der Tröckene zieht sich der Regenwurm, der Schärmaus liebste Nahrung, in die Tiefe, und ihm nach die Schärmaus. Wird die Luft und durch sie die Erde feuchter, so steigt der Regenwurm in die Höhe, und mit ihm die Schärmaus.

2) Wenn die Fledermaus am Abend nicht in den Winkeln der Häuser, sondern hoch in der freien Luft herumfliegt, so bedeutet das heiteres Wetter.

3) Wenn die Schafe bei guter Weide nicht emsig genug fressen können und Abends beim Heimgehn noch rechts und links abrupfen, so deutet das auf kommenden Regen, der meist schon am andern Tage anlangt. Mit den Geißen auf der Weide ist es ebenso. Die Vögel deuten auch mancherlei an. Im Allgemeinen: wenn die Hühner, die Spatzen u. s. f. sich häufig im Sande und Staube baden, wenn sie eben sich nicht mausern, so deutet das auf Regen, weil die Läuse, von denen kein Vogel ganz frei ist, ihnen näher auf die Haut rücken, und sie beißen. — Im Besondern achte man auf Folgendes:

1) Wenn der Hühnliweih, oder Gabelweih, auch Habich genannt, einzeln hoch in der Luft herumschwimmt, so wird es noch mehrere Tage schön bleiben. Schweben aber zwei, drei solche Vögel niedriger herum, und schreien viel, so gibt es bald Regen und Sturm.

2) Bekanntlich bedeutet es Regen, wenn die Schwalben niedrig über der Erde und dem Wasser schweben, oder gar im Fluge das Wasser berühren. Fliegen sie aber bei guter Witterung hoch in der Luft, so erwarten wir noch länger heitere und windstille Witterung. Der Grund ist der, weil die Insekten, die ihre Nahrung sind, ebenso vor dem Regen sich der Erde zuziehen, und nur bei stillem, trockenem Wetter sich in die Höhe erheben.

3) Wenn die großen, schwarzen Spyren (Kilchspyren), Abends in der Dämmerung, in kleinen Truppen mit lautem Geschrei herumschwärmen, ist den folgenden Tag sicher gut Wetter. Kommt bald Regenwetter, so bleiben sie stille und stumm.

4) Wenn die Kauze sich von den Häusern weg in's Freie lassen, so bedeutet das schönes Wetter; bleiben sie aber in oder bei den Häusern herum, so folgt Regen.

5) Der Rabe, Rap, deutet auf schönes Wetter, wenn er hoch sitzt und gleichsam für sich selber leise schwatzt. Fliegt er aber unruhig hin und her und schreit viel, so folgt sicher den andern Tag Regen.

6) Schreit der Grünspecht viel und laut, so deutet es auf nahen Regen. Doch merke man, daß bei diesem, und wohl auch bei andern Vögeln, der Frühling und die Paarungszeit einen Unterschied und eine Ausnahme macht.

7) Wenn der Mauerspecht, Flühklän, aus den Wildnissen hervor in die Dörfer, Städte an die Häuser kömmt, so folgt gerne stürmisches Wetter.

8) Sind die zahmen Enten besonders rührig, lebhaft, und schreien viel, so folgt gemeiniglich einige Tage nachher Regenwetter.

9) Der Pfau ist am Tage unruhig, flattert hin und her, schreit auch des Nachts viel, wenn Regen und Gewitter im Anzuge ist. Vor stürmischer Witterung sucht er gerne seine Schlafstelle im Stalle, da er sonst lieber im Freien in der Höhe schläft.

10) Wenn die Haustauben, kaum aufs Feld geflogen, bald wieder heimkehren, so zeigt das auf baldigen Regen. Wenn aber die Wildtauben Abends häufig und laut rufen, so folgt schönes und beständiges Wetter.

11) Der Zaunkönig, Küngeli, Hagschlüpferli, singt viel und laut ehe böses Wetter eintritt, im Frühling und Sommer Regen, im Herbste Kälte und Schneegestöber. Wenn er im Herbste in die Dörfer und zu den Häusern kommt, so folgt sicher Schnee und Kälte. Geht er aber im Frühling wieder in's Freie, in die Zäune, an die Bäche, so folgt bald milde, freundliche Witterung, wenn's auch sonst keinen Anschein dazu hat.

12) Wenn die Dohlen, Dulen, mit viel Geschrei sich zahlreich um die Thürme her sammeln, bald vom Felde heimkehren, und in großer Unruhe mit vielem Geschrei um ihre Brutorte herumfliegen, so zeigen sie windige, stürmische Witterung an.

Bei allen solchen natürlichen Witterungsbeobachtungen geht man aber um so sicherer, wenn man mehrere zusammenhält, und vergleicht, und nicht nur auf einzelne Zeichen sieht. (Wird fortgesetzt.)

Ein Stück aus einer Kapuzinerpredigt.

Es ist wohl wahr, daß die Väter Kapuziner, zumal in ältern Zeiten, manchmal ganz anders predigten, als wir's in unsern Kirchen zu hören gewohnt sind, und daß Manches uns daran nicht eben gefallen kann.

Aber so ganz ungeschickt, wie Manche meinen, war denn doch nicht Alles. Der Bote will hier ein Müsterlein aus einem alten Buche geben; nur hat er die Sprache etwas nach unserer Mundart umgeändert.

Ja schauts, ihr lieben Leut, es geht mir halt wie's dem heiligen Antoni von Padua ergangen. Der hat auch in der Kirch gar wenig Zuhörer gefunden, nur die Herren von Bänken und von Stühligen, will sagen, er hat den Bänken und Stühlen gepredigt, grad wie ich auch viel hölzerne Zuhörer hab, und ist meine Kirch gar oft zu Leerau. Nu sagt einmal der heilig Anton, wenn ihr verstockte Menschen nicht hören wollt, so will ich, wie's beim Prediger Salomonis heißt, mein Brod auf's Wasser werfen, und will den Fischen predigen. Und wie nun der heilige Mann am Ufer des Meeres predigt, schauts Wunder! da kommen alle Fisch dem Gestad zugeschwommen, und hand die Köpf aus dem Wasser gestreckt, und der Predigt zugehört. Grad so macht ihr's etwa wenn unser Hergott einmal mit Donner und Blitz dreinschlagen thut, darum daß ihr erwachen sollt aus eurem Sündenschlaf; oder wenn der liebe Hagel eure Aecker zerschmeißt und die Weinberge, darum daß ihr's nur zu Fressen und Sauffen mißbraucht, was euch der liebe Herrgott bescheert! Ja da kommt ihr auch zur Kirch und sperrt das Maul auf, und thut als wollts grad allzumal heilige Engel werden und gen Himmel fliegen! Ja wart es Bissel! Ihr seids no lang nit droben. Die Flügel sind viel raarer unter euch als die Flegel, und wenn ihr wollt fliegen, bleibts nur beim liegen (lügen). Ihr thut akurat wie die Fisch beim heiligen Antoni. Nun! wie haben die gethan? Ei ihr liebe Leut, akurat wie ihr. Als die Predigt aus war, haben sie gar schön die Köpf geneigt und sich schön bedankt, wie ihr's auch macht am Sonntag, und sagt etwa im Heimgang die Barbel zur Ursel: ach der Herr Pater hat na recht schöni Predigt gethan. Nun, aber die Fisch seind halt doch Fisch blieben nach wie vor. Der Stockfisch blieb ein Stockfisch; das Goldfischel hat sein hoffärtig Gwand auch nit abglegt; die Hecht haben die kleine Fisch gleich gfresse; die Aal sind halt halbe Schlangen blieben; die Schildkrotten waren die gleichen Faullenzer und langsame Trambler, und die Krebs sind auch allweil hinder sich gange. Macht ihrs besser? Sagt's mal, Schulmeister, habt ihr keine Stockfisch mehr in der Schul? I mein i hab uur z'viel im Katechismen (Kinderlehr)! Sagt's mal, junge Maidle, gibts keine hoffärtige Goldfische unter euch? Sagt's mal ihr Geizhälse und Batzenschinder, zwackt ihr nichts mehr den Armen ab mit euerm scharfen Hechtenmaul? Ihr Weiber sagt's, gibt's keine faule, langsame, schlampete Schildkrotten mehr unter euch? Ihr alle sagt's: gehts nicht eben so viel hinter sich als für sich bei euch? Schaut's! Ihr habt's akurat wie die Fisch nach der Predigt vom heiligen Antoni! Sie sind blieben, wie sie waren und ihr halt auch!

So heißt's in der Kapuzinerpredigt. Aber es könnte jetzt unter uns mancher Pfarrer das Nämliche sagen, freilich auf andere Manier!

Etwas von den Hosen.

Der Bote hat schon Manches gefragt, und keine Antwort darauf erhalten. So hat er auf der Schützenmatt gehört, daß man gewisse Gaben Hosen nennt, und gefragt,

warum Hosen? und hat ihm's noch kein Schütz gesagt. Jetzt hat er einmal einen Herrn gefragt, der kein Schütze ist, und der hat geantwortet: ich weiß es auch nicht! Aber ich habe so eine Vermuthung. Die Benennung „Hosen" ist aus gar alten Zeiten, und jetzt so gut als abgekommen. Nun ist erwiesen, daß in ehemaligen Zeiten die Männer gar keine Hosen trugen. Das kam denn doch den ehrbaren Leuten schändlich vor, und darum finden alte obrigkeitliche Verordnungen: „daß die Mannsleute, wenn sie auf der Straße oder zu Markte gehen, sollen einen ehrbaren Rock tragen, der ihnen bis auf die Kneuw gange, damit man ꝛc. nicht sehe, was schandlich zu sehen ist." — Nun scheint mir, man habe eben darum gesucht, das Tragen der Hosen aufzubringen, und zu dem Ende Verehrungen an die Schützengesellschaften gemacht, zu einem Paar Hosen. Daher vielleicht der Name. — So hat der Herr gesagt. Wenn's etwa ein alter erfahrener Schützenmeister besser weiß, so soll er's sagen!

Die dumme Gewohnheit.

Es gibt deren freilich eine solche Menge, daß man ein dickes Buch davon schreiben könnte. Aber ich will hier nur von einer sagen, nämlich: es gibt Leute, die sich gewisse Worte und Redensarten so angewöhnen, daß sie dieselben, ohne es zu wissen, oft auf die unverständigste Weise einmischen. Was ist dort bei dem Hause für ein Geläuf? fragt' ich einmal auf der Straße. Und da sagt mir Einer: „Heh! g'schau, da hat sich meinetwegen der Joggeli erhenkt. Er hat meinetwegen gestern am Langnau-Markt zu viel Brönz getrunken, und denk meinetwege unterwegs im Heicho noch mehr zugefüllt; es sind ja jetzt meinetwegen überall solche Brönztischli an der Straß aufgestellt: und da hat er meinetwegen mit seinem Weibe Streit bekommen, und ihr gesagt, sie sei meinetwege eine H... Und wo sie ihn in's Bett gejagt hat, ist er in der Nacht aufgestanden, und hat sich in der Täube meinetwegen erhenkt.

Der Schärer-Niggi sagte immer: „gut, gut! Da kommt ein Meitli und sagt: chum doch hurti, i glaub' der Aetti well sterbe! Gut! Gut! Her Jesis nei! I säge: er wott sterbe! Gut! Gut! Eh du bist doch z'vollem en Esel! — Gut! Gut! Und so ging er mit dem Meitli, und sagte immer: Gut! Gut!

Etwas vom Berggeist.

Im böhmischen Riesengebirge hauste vor Zeiten ein Berggeist, hieß Rübezahl, und war gar schalkhaft, die Leute zu plagen und zu vexiren, wenn sie ihm nicht anstunden; aber eben so Gutes zu thun denen, die ihm gefielen. Einmal z. E. geht durch den Wald ein Glasträger, und keucht müde und matt unter seinem Räf. Ungeduldig ist er schon, und so brummt er halblaut vor sich her: „Ei! daß doch der Rübezahl meine Bürde holte!" Der Geist, der allemal böse ward, wenn Jemand ihn so nannte, weil das nur sein Uebernamen war, dachte sogleich den Frevler zu strafen. Dieser setzt sich bald am Schatten auf einen Eichstock, verschnauft und wischt sich den Schweiß vom Gesicht. Aber auf einmal wird der Stock unter ihm lebendig, hebt sich in die Höhe und schmeißt den Mann so gewaltig zu Boden, daß sein ganzer Kram in hunderttausend Stücklein zusammenklingelt!! Das war nun freilich kein

feines Stücklein von dem Berggeist! — Der arme Mann fängt nun glücklicher Weise nicht etwa an zu fluchen und zu schelten, wie mancher Andere gethan hätte. Nein, er jammert nun überlaut: „Ach mein armes Weib! Meine armen Kinder! Nun ist Alles hin! Wo nehme ich nun Geld her, zu Brod und Kleidern!“ Da reute den Berggeist sein Muthwille! Der arme Mann dauerte ihn, und er beschloß ihm den Schaden zu ersetzen. Und das war ganz recht und billig; denn wer Schaden gethan hat, soll den Schaden gut machen. So trat der Berggeist in Gestalt eines alten Kohlenbrenners zu dem Manne, fragte, was ihm begegnet, und der arme Kerl, der schon merkte, mit wem er zu thun hatte, erzählte mit Zittern sein Unglück! „Hm! — sagte der Berggeist, — den Schaden will ich dir ersetzen.“ Da verwandelte er sich in einen gar schönen großen Esel, und sagte: „Nun führe mich zum Müller im Thale, und verkaufe mich, so theuer du kannst.“ So geschah es! Der Müller strich sich vor Freude seinen Wanst, und dachte: „Einen so schönen Esel habe ich noch nie gesehn,“ und bezahlte ihn recht gut. — Aber das war abermals ein Schalksposse vom Berggeist, der den Müller dafür strafen wollte, daß er — ein Müller war, und aus fremden Säcken reich geworden. — Denn als am Morgen der Knecht Futter aufsteckte, sagte der Esel: „Hör du! Heu und Haber eß ich nicht! Ich bin an Weißbrod und Braten gewöhnt.“ Dem Knecht fiel vor Schreck die Futergabel aus der Hand. Er lief zum Müller sagte: „Hilf Himmel, der Esel hat mit mir geredet.“ Bist ein Narr! sagte der Meister, und geht selbst in den Stall. Aber da ist der Esel verschwunden und der Müller — ist angeführt.

Der Bote hat nun durch seine Korrespondenten vernommen, dieser Schalksgeist habe jenes Gebürge verlassen, und wolle sich in der Schweiz ansiedlen! — Nehmt euch in Acht, ihr Heimberger-Kacheliträger! Er ist im Stande, er schmeißt euch die Hütte oder das Räf um vor der Pinte, während ihr drinne sitzt und Schnaps sauft! — Nehmt euch in Acht, ihr Müller! Er ist im Stande, er führt euch in einen Moosgraben, wenn ihr mit einem Dusel aus unrechtem Gewinn Nachts vom Markte heimfahrt! — Nehmt euch in Acht, ihr Roßhändler. Er ist im Stande, er verwandelt euch die Pferde in magere Geißen, ehe ihr damit die Leute anschmiert! — Nehmt euch in Acht, ihr Schneider mit Gunst! Er ist im Stande, und macht alles, was ihr den Kunden — abgeschnitten habt und auf euerem Leibe traget, in feurigen Schwamm. — Nehmt euch in Acht, ihr Gastwirthe. Wenn ihr eure Kunden schneidet, daß ihnen die Augen übergehen — vielleicht erscheint Rübezahl als ein englischer Lord, und seine Goldstücke werden in eurem Sacke — zu feurigen Kohlen. — Nehmt euch Alle in Acht, daß der Erzschalk euch nicht mit größerer Schalkheit die eure vergelte.

Sonderbarer Schluß.

Der Peterli hörte einmal im Wirthshause aus einer Zeitung lesen, wie viel Menschen in einem Jahre in Paris gestorben seien, und verwunderte sich darüber. Und weil er Sigrist war, so wollte ihn der Schärer-Benz vexiren, und sagte: „Jä gell! du denkst: da möcht i Sigerist si!“ Nei, sagte Peterli; aber i ha däicht, es müß doch z'Paris viel Dökter u Schärer ha!

Der Hans am Fenster.

Der Hans ist ein reicher Müller. Aber mit all' seinem Geld hat er doch die Gliedersucht, und kann nicht mehr marschiren. Da gab er die Mühle auf, zog in sein Stöckli im Dorfe, sitzt gern am Fenster, und macht seine Bemerkungen über die Vorbeigehenden. Er führt sogar eine Art Register, und schreibt seine Bemerkungen auf. Eine Probe davon gebe ich hier.

Da kommt die St. A., die immer in der Kirche weit vornen sitzt, kein Auge vom Pfarrer abwendet, und wenn sie ihn etwa am Sonntag beim Spaziren antrifft, ihm immer seine Predigt rühmt, und sagt: ja es ist recht, wie der Psalmist sagt: „Deinen Weg mir, Herr, zeige." Aber bringt notti am Abend einen Rausch heim, und thut dann wüest im Hause.

Potz tausend wie treit der R. R. seinen Kopf so hoch! Wie ist er breit worde und kommt so langsam daher als wenn er auf's Rathhaus ging! Er weiß wohl warum! Er ist jetzt Vorgesetzter worden und weiß Niemand warum! Wo sein Bruder, der Korber, ihm gesagt: „grüß Gott, Rudi!" so sagt er: „säg los! du sotst mi jetz nimme dutze!

Da geht der Weibel E. N. Der ist fleißig in der Kirche. Er kann da gar gut schlafen, weil er im Chor sitzt, und der Pfarrer ihm den Rücken kehrt. Er ist notti ein braver Mann, sagen die Leute, er fehlt z'säge kei Predig.

Aha! Der Dokter F. J.! B'hüt Gott G'sunde und Kranke! Er versteht davon so viel, als eine Katz vom Heidelberger. Und die Leute laufen doch zu ihm. Er hat nicht studirt und kennt das Inwendige vom Menschen nicht, und die Leute laufen doch zu ihm. Das Quacksalberen ist ihm verboten, und die Leute laufen doch zu ihm. Jä! Er g'schauet o no d's Wasser, u het si Chunst vo de Zygineren g'lehrt, wo vor bald zweuhundert Jahre dert g'si si!

Du guter N. D.! Bist ein fleißiger und geschickter Arbeiter; hast eine arbeitsame und fleißige Frau; deine Buben sind munter — und doch dauerst du mich! Die Schuhe bringen dir Geld und Gut, aber der Pantoffel verderbt dir alle Freud.

Schauet! Schauet! Da ist der S. T. Der kann Alles, und weiß Alles besser, als andere Leute. Er kann eben so gut des Pfarrers Predigen meistern, als dem Nagler seine Schuhnägel. Er weiß Allem zu rathen und Allem zu helfen, nur ihm selber nicht. Ich glaube, wenn man fragte: wer will den Mond ausputzen? er sagte: ich will das schon machen. Aber mit allen seinen Siebenkünsten hat er's doch nicht weiter gebracht, als zum — Geldstag!

„Kätti! geh schau! Wer bettelt ein Almosen!" Ach! es ist die D. U., Gott b'hüt is dervor! „Nun! was ist da bei dem armen alten Fraueli zu b'hüte und b'segnen?" — „Heh! Alle Leute sagen ja es sei eine Hexe!" „Ei! Narrenposseu! Wenn das arme Drini hexen könnte, es würde gewiß nicht betteln."

Du nütnutziger Ue . . . ! Das Weib leidet Mangel, die Kinder ziehn im Bettel herum; du führst die Geiß auf den Märit, verkaufst sie, hockst mehrere Tage im Wirthshaus, und versaufst das erlöste Geld. Wäre ich Meister, dergleichen Hudeln sollten eine andere Polizei erfahren.

Ei! Ei! Steht denn die B. immer noch am Brunnen. Es ist gewiß über eine Stunde,

daß sie da plaudert. Das Maul geht ihr wie eine Windmühle, es dünkt Einen, es sollte ihr weh thun! Und hat doch ein kleines Kind daheim in der Wieglen, und Niemand bei ihm! Dein Hans wird froh sein, daß er unterm Boden dich nicht mehr hört. Kein Wunder sind die Spatzen alle vom Dach geflogen, wenn das so tschäderet.

Nun! Jetz kommts gar gut! Da kommt noch die E... dazu. Nicht vergeblich heißt sie die Gwundernase. Alles will sie wissen. Sie fräglet die Jungfrauen in der Schaal aus über ihre Meisterleute, und die Kinder auf der Gasse über ihre Aeltern, und meint, es könne im ganzen Dorfe keine Maus Junge machen, oder sie müsse es wissen. — Ei was werden die zwei zusammen die Leute austragen!

Was stoßen sie jetzt die Köpfe zusammen? Aha! Es gilt der R. Ja, du armer Tropf! Man weiß wohl, daß du gern einen Mann hättest. Aber weil du in deiner Jugend so Manchen im Spaß gehabt, so hast du jetzt keinen im Ernst. Ich kann dir nicht helfen. Und wenn du noch so laut zu deiner Cither müggelist, das hilft nichts. Sing du: was ist für alle Uebel gut — Geduld! Geduld! Geduld! —

Nein A... Du bist doch der wüsteste Geizhund. Da liest er eine Grunbire aus einem Kühdeisch auf und stoßt sie hurtig in Sack. Schäm dich! Solch' ein wohlhabender Mann, wie du bist. Auf der Gasse liest er alle Spähne zusammen; wenn er meint, es siehts Niemand, so trägt er Roßmist im Sack heim. Der Kirchmeier läßt ihm nicht ausreden, A... habe bei der letzten Steuer einen weißen Knopf anstatt Geld in den Sack gethan.

Jä! L... du wärest gern Sigrist und Chorweibel worden. Aber des Pfarrers Wedelen und des Krämers Garn haben dir böses Spiel gemacht. Denk du an das Sprüchlein: ehrlich währt am längsten.

Der Schlüssel.

Jetzt heißt's: rath mer i, rath mer a! Wer ist dieses? Wer ist das? Und die Meitli hinter den Spinnrädern wissen bald, wer die Leute sind! Die Anfangsbuchstaben sind ja gegeben! Nun! Ich gebe euch den Schlüssel. Ihr setzt die Anfangsbuchstaben zusammen, so heißt es: Narren findst du überall! Wollt ihr noch mehr deuten und errathen?

Der Weg zum Himmel.

Es zog ein Mann durch manche Städt',
Und sucht bis daß er funden hätt'
Den rechten Weg zur Seligkeit,
Nach der er groß verlangen treit.
Und wo er traf ein geistlich Mann,
Fragt er, so bittlich als er kann:
„Ach lieber Herr! sagt mir doch gleich,
„Wo geht der Weg zum Himmelreich?"
Da ein Karthuser sprach: „Nimm fein
„Und fröhlich an den Orden mein.
„Von allen ist er wohl der strengst;
„Drinn du zuerst an Himmel längst."
Benediktiner sprachen: „Nein!
„Bei uns wirst eher selig sein,
„Wenn unsern Orden auserwählst,
„Denn er ist wohl der aller ältst."
Doch der Dominikaner spricht:
„In unserm Orden fehlts dir nicht.
„Die Mutter Gottes hat mit Macht
„Ihn selber einst vom Himmel bracht."
Der Franziskaner sprach: „Ach! ach!
„Sieh unsre arme ringe Sach!
„Bei uns wird dir geholfen sein,
„Die Armuth geht zum Himmel ein."

So gings dem Mann auf seiner Reis'!
Ihm ward vor Angst bald kalt, bald heiß.
„Man gibt mir mängerlei Bericht;
„Doch was der recht ist weiß ich nicht,
„Und jeder will den beßten han. —
„Ich bin ein unglückhaftig Mann!
„Will nun gestracks hinab auf Rom,
„Daß ich zum Papste selber komm:
„Ach! heil'ger Vater sagt mir gleich,
„Wie komm ich recht in's Himmelreich?"
Und wie er kam zum Papst gelaufen,
Sprach der: du mußt dir Ablaß kaufen!"

Da stand der arme Pilgersmann
Und seufzt: „Was soll ich fangen an?
„Könnt' ich um Geld den Himmel kaufen,
„So wär' ich nit auf Rom gelaufen."

Im Wirthshaus zu dem grünen Baum
Erbarmte sich Gott sein im Traum.
Er sah den Heiland Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist.
Der sprach: „Ei lieber frommer Mann,
„Ich bins, der recht dir helfen kann.
„Der Weg zum Himmel der bin ich.
„Dahin kommst du allein durch mich.
„Suchst du mich in mei'm heil'gen Wort,
„Mit treuem Herzen fort und fort,
„Und lebst in Einfalt meiner Lehr,
„Du kommst gewiß in's himmlisch Heer."
Deß ward der Mann inmaßen froh;
Kehrt um nach Haus, und thät also,
Lebt als ein fromm, treu, biderb Mann;
Hielt Frieden auch mit Jedermann,
Bis endlich er gestorben ist,
Im Glauben an Herrn Jesus Christ,
Der ihn in's Himmelreich nahm an,
Und ließ viel Pfaffen draußen stahn.

Die Höhle von Dahra.

(Siehe die Abbildung.)

Es sind nun schon über 16 Jahre (am 14. Juni 1830), daß Frankreich Algier besetzt hat, und doch ist es ihm bis zur Stunde noch nicht gelungen, die Bewohner dieser afrikanischen Provinz zur gänzlichen Unterwerfung zu bringen. Vorzüglich ist es ein Mann, der seinen Einfluß und Macht weniger seinen persönlichen Talenten, als jenem heillosen System planloser Kriegführung, welches die Erbitterung der Eingebornen gegen die Franzosen bis zum unversöhnlichsten Haß gesteigert hatte, — verdankend, den Franzosen ihre Eroberungen Schritt für Schritt, möchte man sagen, streitig macht.

Es ist Abd-el-Kader, der durch den Vertrag, welchen die Franzosen mit ihm an der Tafna schlossen, zum Oberhaupt der arabischen Nationalität gemacht und ihn, den natürlichen Feind Frankreichs, mit Waffen, Handwerksleuten, Werkzeugen und mit allem versehen hatte, was die materielle Macht des arabischen Fürsten vermehren konnte. Von da verfolgten eine Reihe von Unfällen die Franzosen und jedes Jahr schloß unter täglichen Kämpfen, die nichts entschieden. Freilich haben seitherige jährliche Feldzüge, Expeditionen und Razzia, oder Raubzüge, wie sie genannt werden, den Stand wieder sehr zu Gunsten der Franzosen geändert, aber mit welchen Aufopferungen von Menschenleben und Geld! Hatten doch schon seit der Eroberung Algiers nur bis 1836 nahe an 20,000 Mann und mehr als 5000 Offiziere der französischen Armee ihr Leben auf den afrikanischen Schlachtfeldern ausgehaucht. Kostete doch einzig der Feldzug Vale's im Jahre 1840 einen Aufwand von 50 Millionen

Die Höhle von Dahra.

Franken. So hat Frankreich an seinen afrikanischen Besitzungen einen ungeheuern Schlund, der ihm Geld und Leute verschlingt. Erst nach und nach dürfte es bei einer zweckmäßigen Verwaltung, vorzüglich aber, wenn das Land mit europäischen Kolonisten bevölkert sein wird, gelingen, die Herrschaft Frankreichs auf die Dauer und mit Sicherheit zu befestigen, welche jetzt noch gegenwärtig durch den unermüdlichen Emir Abd-el-Kader, welcher den Franzosen ewigen Haß und die Waffen nicht niederzulegen geschworen hat, bis der letzte Franzose des Vaterlandes geheiligten Boden verlassen und er ausgerottet habe der Fremden Herrschaft, — stetsfort gefährdet wird, so daß Frankreich genöthigt ist, immer eine Macht von 90,000 Mann in den algierischen Provinzen zu haben. Daß daher früher oft die Rede war und es in den französischen Kammern oft zur Sprache kam, diese nordafrikanischen Besitzungen aufzugeben, darf wohl nicht verwundern, aber nun ist nach diesen ungeheuern Opfern, welche aber, wiewohl in sehr später Zeit, sich wohl reichlich vergelten dürften, das Aufgeben von Algier wohl zur Unmöglichkeit geworden. Daß diese fortdauernden Kämpfe mit den wilden Söhnen der Wüste einen grausamen Charakter an sich tragen müssen, ist wohl leicht begreiflich und wir wollen nun unsere Leser mit einem Ereignisse aus diesen Feldzügen bekannt machen, welcher wohl am deutlichsten die Art und Weise dieser Kriegsführung darzustellen im Stande ist. Es war im Jahre 1845, als der französische Oberst Pelissier mit der Verfolgung eines arabischen Stammes, Ouled-Riah, beschäftigt war. Dieser Stamm hatte sich niemals unterworfen, da sich in den Distrikten, welche er bewohnt, ungeheure Höhlen befinden, wo ihn mit Waffengewalt anzugreifen, der höchste Grad von Thorheit wäre. Am 18. Juni wurden die Ouled-Riah vom Obersten Pelissier so in die Enge getrieben, daß sie in wilder Flucht in ihren gewöhnlichen Versteckort, in ihre unzugänglichen Grotten an den Ufern der Qued-Gracher flüchteten. Oberst Pelissier umzingelte die Höhlen und knüpfte Unterhandlungen mit ihnen an. Um sie zur Kapitulation zu bringen, wurde über vier Stunden lang ohne allen Erfolg parlamentirt. Die Ouled-Riah weigerten sich hartnäckig, weil sie besorgten, als Geißeln nach Mostagenem geführt zu werden. Nun beorderte Oberst Pelissier, als alle Unterhandlungen nichts fruchteten, eine Kompagnie Grenadiere in den Hohlweg, der in die Grotten führt; kaum aber war diese Mannschaft einige Schritte darin vorgegangen, als ein lebhaftes Gewehrfeuer sie zur Rückkehr nöthigte. Die Position der Araber war ganz unzugänglich, man hätte nur Mann für Mann in die Höhlen dringen können, aber das ganze Korps wäre vernichtet worden, wenn man einen solchen Versuch gemacht hätte. Trotzend auf ihre unterirdische Festung, die sie für uneinnehmbar hielten, wollten die Araber nichts von Unterwerfung hören. Oberst Pelissier ließ nun Holz fällen und Faschinen machen, die man dem Eingange zu den drei Grotten gegenüber, nicht ohne Mühe, in den Hohlweg hinunterbrachte; die ersten dieser mit Stroh vermischten Faschinen wurden von den Arabern, trotz eines Gewehrfeuers, das im Hinterhalte liegende Soldaten unterhielten, weggenommen. Endlich, nachdem mehrere ihrer Leute gefallen und der Zugang angefüllt war, mußten sie darauf verzichten, die drohende Gefahr zu verhindern; alsdann wurde der ungeheure Holzhaufen durch brennende Faschinen angezündet. Den ganzen Tag über wurde die Gluth unterhalten. Man vernahm hierauf aus dem Innern der Höhlen einen furchtbaren Lärm von Geschrei, Flintenschüssen und Wehklagen. Es wurde nun die Unterhaltung der Gluth eingestellt; man suchte auf's Neue durch Unterhandlungen den Feind zur Nachgiebigkeit zu bringen. Die Araber boten eine gewisse Summe, unter der Bedingung jedoch, daß sich die Franzosen zurückziehen und nicht die Auslieferung der Waffen verlangen sollten; diese Bedingung wurde jedoch verworfen; die Araber eröffneten abermals ein Gewehrfeuer auf die Franzosen, sowie auf die, die aus den Höhlen zu entwischen suchten. Oberst Pelissier ließ den Eingeschlossenen noch eine dreistündige Frist, was bis zum 19. Nachts dauerte. Dann war aber die Geduld erschöpft; man konnte nicht mehr hoffen einen fanatischen Stamm zu unterwerfen, dessen kühner Trotz eine stete Aufforderung zur Empörung für die andern Stämme war, und von denen immer die Aufstände des Dahra ausgingen und genährt wurden; es wurde nun der Feuergluth an dem Eingang zu den Höhlen volle Kraft gegeben und die ganze Nacht über unterhalten. Welche Feder, sagt ein Augenzeuge, könnte dieses Bild beschreiben! In der Nacht, von mattem Mondlicht erhellt, ein Truppenkorps, beschäftigt ein furchtbares Feuer zu ernähren, das dumpfe Geheul von Männern, Kindern und Thieren, das Krachen niederstürzender, von der entsetzlichen Hitze abgelöster Felsen und dabei noch unaufhörliches Gewehrfeuer! Gegen Morgen hörte man nichts mehr, Alles war verstummt, und diese Todtenstille sagte genug. Der Eingang wurde freigemacht, man drang in die Höhlen ein. Am Eingang lagen Ochsen, Esel, Schafe; ihr Instinkt hatte sie nach der Oeffnung der Grotten geführt, um hier Luft zu suchen; mitten unter diesen Thieren fand man Weiber und Kinder. Man zählte in den Grotten 760 Leichen; nur etwa 150 fand man noch am Leben, welche man eilends aus der Höhle schaffte, doch blieben auch von diesen bloß 37 am Leben. Am 23. befand sich das französische Truppenkorps noch vor diesen Grotten, aus welchen sich pestilenzialische Dünste zu verbreiten anfiengen. Kaum hatte sich die Kunde von diesem fürchterlichen Ausgange des Kampfes verbreitet, so unterwarf sich der ganze Dahra, und es wurden Waffen in großer Menge eingeliefert. Als die Kunde dieses unglücklichen Ereignisses nach Europa kam, erregte sie, namentlich in Frankreich selbst, einen Schrei des Entsetzens über diese Barbarei, wie sie allerdings nicht anders zu nennen ist. Selbst in den Kammern käm diese grausame Kriegsführung in Algier zur Sprache. Allein der Kriegsminister stellte den Kammern vor, daß die Araber in der Dahrahöhle dieselben gewesen seien, welche 1842 und 1844 französische Soldaten auf's schrecklichste verstümmelt hätten. Er selbst, der Marschall, würde an Pelissiers Stelle ein sehr nachhaltiges Beispiel statuirt haben! Und in der That, wenn man bedenkt, daß der Krieg überhaupt schon an und für sich nichts Humanes sein kann, und daß besonders ein solcher hartnäckiger, jahrelanger Krieg mit wilden Stämmen, wo der Soldat in täglichen Kämpfen verhärtet wird, wo das Leben, das jeden Augenblick nicht sicher ist, keinen oder wenig Werth hat, keinen mit unsern Civilisationsbegriffen harmoni-

renden Charakter tragen kann, so wird dieses Ereigniß in den Höhlen von Dahra, wenn auch keine Rechtfertigung, doch eine Entschuldigung finden.

Wie ungleich die Leute haushalten.

Der Großätti war ein gar guter Mann. Er war reich, aber er gönnte Andern auch davon. So gab er z. B. alle Sonntage seinen beiden Großsöhnen, dem Hansli und dem Benzli, jedem einen Batzen; sagte aber allemal: häb gut Sorg derzu! Da meinte Hanslis Mutter: „Das wär si nadisch der werth umene Batze! Was nützt d's Geld, we mes nit brucht!“ Und Hansli verstand die Mutter viel besser, als den Großätti, und kaufte für seinen Batzen einen Weggen, oder einen Lebkuchen, oder ein Osterei, oder ein Stück G'vätterzeug. — Die Großmutter sagte aber, gib doch dem Bub nit geng Geld! Er vergängelets nume; u du balgist nit emal! Und der Großätti sagte: „üse Hergott balget o nit geng, we d'Lüt siner Gabe verschwende. Er seit ne, was sie z'thüe hei, u lat se de mache, bis si dure Schade g'scheid werde! Häb ume Giduld bis am Neujahr! Es wird si de scho zeige!“ — Benzli zeigte allemal seinen Batzen mit großer Freude daheim! „G'schau Müeti! Der Großätti het mer aber e Batze gä!“ — „Eh! das ist afe doch e gute Großätti! Los! mir wei ihm folge, u sorg ha, u die Batze schön z'säme thue. Du wirst de g'seh, wie das mehret! — Die Großmutter meinte, der Großvater sollte jetzt recht rühme; aber der sagte: Nit e so! Er thut ja nume, was ig ihm g'seit ha! Wart bis am Neujahr! Es wird si de scho zeige!

Und als die Buben kamen, und dem Großätti das gut Jahr wünschten, da fieng dieser so hübschli an zu fragen, was aus seinen Batzen geworden sei? Da juckt Benzli freudig auf: „I ha si sufer alli g'spart; u däich o, Großätteli, d's Müeti het g'seit, i heig scho meh as zwo Chrone!“ Zufrieden lächelte der Großvater, fand das gar schön, fragte aber: „U was wit mit dem Geld jetz afah?“ Da erzählte der Knabe, wie ihm der Vater gerathen, ein Schäflein zu kaufen, das wolle der Vater ihm am Futer haben, und was die Wolle gelte, solle Benzli gehören. Dann sagte er dem Großvater noch in's Ohr: „Los neuis! Gotte Eisi het mer o ne Feufbätzler gä; u dervo wot i d's Polizeiers Hansli e neui Chappe chaufe, er het nume e g'hudleti. Aber sägs niemer.“ Da wischte der Großvater sich eine Thräne vom Auge, dankte still im Herzen dem lieben Gott, und schenkte dem Benzli ein hübsches Sonntags-Chutli, das er für ihn hatte machen lassen, und der Knabe jauchzte und tanzte in seinem Staate in der Stube herum! — Jetzt fragte der Großvater den andern Knaben, was seine Batzen machen? Der Bube stand da, als hätte er das Oel verschüttet. Endlich auf das Treiben der Großmutter erzählte er, wie er Weggen, Lebkuchen u. dgl. daraus gekauft habe. „Hest dere no?“ fragte der Großvater. „He nei,“ sagte der Knabe ganz kleinlaut. „Wie viel Batzen hest no?“ Fast weinend sagte Hansli: „I ha keine meh!“ „Hm! sagte der Großvater, das ist mir leid! Aber lueg, i will dir da e schöne neue lederige Geldseckel verehre; du chast de es anders Mal dini Batze drinn spare.“

Das ist ein einfältiges Kindergeschichtlein, sagt Einer. Aber ich meine, viel Erwachsene machen's gerade wie Hansli, brauchen ihre Sache frisch vor dem Maule weg, und haben am Ende nichts davon, als einen leeren

Geldsäckel. Benzli aber ist ein Beispiel zu dem Spruche: wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. — Machs na; heißts an der großen Kirche in Bern.

Etwas von den Hausmuheimen.

Der geneigte Leser weiß recht gut, daß es zweierlei Muheimen gibt, die schwarzen auf den Matten, und die weißgelben in den Häusern. Von diesen reden wir hier. Es ist bekannt, daß sie in den Löchern der Mauern hausen, die Wärme vorzüglich lieben, darum sich in der Nähe des Ofens halten, und darum besonders sich bei den Bäckern einnisten. Sie werden aber da, wo sie häufig sind, beschwerlich, weil sie alle menschlichen Nahrungsmittel annagen, verunreinigen, und oft in die warme Milch oder die Speisen fallen. — Man hat daher allerlei versucht, sie zu vertilgen. Gift ist gefährlich, und sollte nie, am allerwenigstens bei Bäckern, angewendet werden, weil leicht davon unter das Mehl kommen, und Menschen tödten kann. Schießen in ihre Löcher, oder mit Schwefel räuchern, ist feuersgefährlich. Besser ist Folgendes: 1) Lege eine Weinflasche mit nicht gar zu enger Oeffnung so in einen Winkel, daß der Hals etwas in die Höhe steht, vom Boden an thue einen schmalen Riemen Papier in den Hals der Flasche hinein und bestreue ihn dünne mit gestoßenem Zucker; dem gehen die Muheimen nach, fallen in die Flasche, können an den Wänden nicht herauf, sind gefangen und werden ersäuft. 2) Thue in einen Sack, braucht kein müttiger zu sein, Erbsstrau, und leg ihn offen, etwa unter das Bett oder den Ofen. Die Muheimen ziehn sich gern darein. Nach einigen Tagen wird der Sack zugebunden, und im Brunnentrog gelassen, bis die Thierlein ersoffen sind. 3) Stelle ihnen Milch in einem Blättlein dar, thue Pfefferpulver darein, und damit kannst du sie vergiften. — Welches ist nun das beßte Mittel? Am beßten ist: du wendest sie alle drei an. Wenigstens sind sie alle ungefährlich auch in Backstuben.

„Aber und die Muheimen im Felde?“ Guter Freund, dafür sorgen Andere. Erstlich fressen die einander selber auf, denn sie sind in einem beständigen Krieg unter einander, und fangen alle Jahre ihre Freischaarenzüge neu an. Zum Andern da sind die Krähen, die Dohlen, die Agersten, die Rinderstahren und andere Vögel, die ihnen fleißig den Krieg machen. Laß du diese nur machen und thue ihnen nichts zu Leide; sie räumen gar schön mit diesen und andern Insekten auf.

Glaub mir, lieber Leser, nur auf mein Wort:
In der Natur steht jedes an seinem Ort,
Und thut seine Pflicht! Laß du sie walten,
So wird die Sache sich wohlgestalten.

Das Erntefeld.

Da stand ich am reifen Kornfelde und schaute mit Freude, wie die schweren, vollen Aehren den Kopf zur Erde senkten, wie der wahre Weise, der demüthig und bescheiden dasteht. Und die tauben, leeren Aehren haben die Köpfe hoch auf, wie der eitle Geck, der seinen Kopf um so höher trägt, je weniger Kenntnisse und Weisheit er drin beherberget. Und dann kamen die Schnitter, und schnitten das Getreide so fröhlich im Schweiße ihres Angesichtes, und banden die Garben, und führten sie heim mit Jauchzen. Dann kamen vom Walde her die wilden, und vom

Dorfe her die zahmen Tauben, uud hielten eine reiche, fröhliche Mahlzeit. Die Spatzen und die Finken blieben auch nicht aus, und manches Mäuslein fand dennoch seinen Theil, und trug manches Korn unter die Erde zum Vorrath auf den hungrigen Winter. Und die Aehrenleser trugen volle Säcklein am Abend nach Hause, wo manches arme, hungrige Kindlein auf den Brei oder ein Stück Brod sich freute. Das sah' ich so stille mit an, und auf einmal kam's mir vor, als wär es Sonntag, ich wäre wieder in der Kirche, und der Text des Pfarrers stand mir lebendig vor dem Sinne: „Die Augen Aller sehen auf dich, o Herr! daß du ihnen Speise gebest, zu seiner Zeit! Und du thust deine milde Hand auf, und sättigest Alles was da lebet mit Wohlgefallen!

Die Moral.

Das ist ein fremdes Wort, das Mancher braucht, er verstehts nicht. Moral ist die Sittenlehre, sagt mein Pfarrer. Das ist ja eine schöne Sache, sag' ich. — Allerdings, sagt er, wenn's die rechte ist. Aber die, wie sie z. B. der Herr Jesus lehrt, steht gar vielen Leuten nicht an, und da macht sich eben Jeder seine eigene. Wie so? Hm! etwa so: Der A sagt: Worte machen keinen Plätz ab! und so sagt er allen Leuten wüst. B sagt: die Wahrheit geht gar übel an! und drum lügt er wie gedruckt. C sagt: was nützen die Vortheile, wenn man sie nicht braucht! Und so betriegt er, wo er kann und mag. Dä rych Hung g'spürts nit, sagt der D, und meint damit, man dürfe den Reichen wohl etwas stehlen. — Gott läßt das Holz für Alle wachsen, sagt der E und stiehlt Holz so viel er kann. — Ist's so gemeint, sag' ich, so muß ich Euch freilich Recht geben. Es geht freilich wüst genug her, und Jeder weiß ein Sprüchlein, hinter das er sich versteckt! Aber wie ist dem zu helfen, Herr Predikant? Und der Predikant sagte: ich kann da nichts thun, als täglich beten: Dein Wille, Gott, geschehe auf Erden wie im Himmel!

Lied des Trostes.

Was grämst du dich?
Noch wenig trübe Stunden,
Dann heilen deine Wunden;
Dann blickt dein Auge hell und klar!
Dein Geist, so fest gekettet,
Fliegt dann empor, und rettet
Zum Lande seiner Heimath sich.
Was grämst du dich?

Der große Geist,
Um den die Welten schweben,
Sieht unser kleines Leben
Und unsern Kummer gnädig an.
Er zählt die Thränentropfen,
Er stillt des Herzens Klopfen,
Er ist es, der uns Trost verheißt,
Der große Geist.

Verzage nicht!
Blick auf in jene Ferne,
Da glänzen tausend Sterne;
Wie groß ist deines Vaters Haus!
Ach dort! Ach dort erwarmen
An seiner Brust wir Armen!
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht
Verzage nicht!

Genügsamkeit im Mittelstande.

Nicht zu reich und nicht zu arm,
Nicht zu kalt und nicht zu warm,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Keins von Allen möcht' ich sein.

Ist man reich, wie bald vergißt
Man, wer Gott und was man ist.
Reichthum bläht, und bringt oft gar
Unsre Tugend in Gefahr.

Arm zu sein ist auch nicht gut,
Weil man da leicht Böses thut.
Armuth hält den Geist zurück,
Raubt uns Kraft und Muth und Glück.

Selig bist du Mittelstand!
Ist mir so viel zugewandt,
Daß ich, als ein braver Mann,
Gott und Menschen dienen kann!

Daß ich banger Sorgen frei,
Meiner Pflicht und Absicht treu
Was ich für den nächsten Tag
Brauche, heute haben mag.

Angeführt.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Der Doktor wußte nun schon, daß das Babeli eine Phantasti war, und immer meinte, es fehl ihm etwas; bald war's ihm so über's Herz; bald hatte es ein Loch im Magen; bald lags ihm im Kreuz; bald im großen Zeihe u. s. w. Drum war er syner schon lang überdrüssig und ging ihm aus dem Wege, wo er konnte. Aber einmal an einem Sonntage traf er's im Fußweg, und konnte nicht ausweichen, und mußte sein Klaglied anhören. Da sagt er: „la mi luege; d's Mul uf; d'Auge zue; d'Zunge use!" Und wie sie nun so dasteht mit aufgesperrtem Maul, und die Sonne ihm in die Zahnlücken scheint, schleicht er hübschli davon, und läßt den Affen stehn. Aber da kommen ein paar Kilchenleute, stehn stille, und lachen; und Babeli fragt: nu Schärer, was lachist? Und wie es die Augen aufthut, und die Leute dastehn und lachen sieht, so merkt es den Possen, sagt: eh dä Tüfels Bueb! und läuft heim; denn in die Predigt schämt es sich.

Gut angegeben.

Daß alles heut zu Tage Geld gewinnen will, nun ja — es sei drum! Aber nicht alle wollen's mit Arbeit gewinnen, sondern sie möchten geschwind und ohne Mühe reich werden. Das geht denn aber nicht immer mit rechten Dingen zu, sondern oft mit List, Lüge, Betrug und allerlei böse Stücke und Anschläge. Ein kurzweiliges und doch noch ehrliches Stücklein war folgendes: Es lebte vor alten Zeiten ein König, der hatte ein böses Gewissen, und darum keine Ruhe Tag und Nacht, und meinte immer, heute oder morgen wird man mich ermorden. Aber so ist einer ein armer Tropf, wenn er schon König ist. Da ließ sich einmal ein Fremder im Wirthshause über Tisch verlauten: wenn er unter vier Augen mit dem König sprechen könnte, er wollte ihn die Kunst lehren, wie er wissen könne, wer ihm nach dem Leben trachte. Begreiflich vernahm das der König bald, und ließ den Menschen zu sich kommen. Als er nun allein mit ihm war, sagte er: „Mein König! Gib mir etwa tausend Dukaten; dann glauben die Leute, du habest die Kunst wirklich von mir gelernt, und Keiner wird sich an dich wagen." Dem König gefiel die List. Er bezahlte und ließ die Leute an seine Kunst glauben. — Das war gut angegeben.

Bettlerstreiche.

Wenn die unverschämten Bettler, — und die meisten sind unverschämt, oder Heuchler, oder beides zusammen: wenn diese sich nun gar noch hinter die Religion verbergen,

Angeführt.

meinen sie dürfen betteln und man müsse ihnen geben, weil es heiße: „Gib dem, der dich bittet“ und das Almosen sei heilig: so ist doch ein größerer Unterscheid zwischen bitten und betteln, als zwischen heischen und betteln; und nicht nur der Bettler erhält Almosen, sondern Almosen ist jede Gabe, die aus Barmherzigkeit gegeben wird, auch nicht an Bettler. Und dann steht auch noch ein anderes Wort in der Bibel, das heißt: mein Kind! lieber sterben, als betteln. Zudem merke, frommer Christ, wie unsäglich und unverschämt lügen die Bettler insgemein, und wie reimt sich das zum heiligen Almosen um Gottes willen? Und wie mißbrauchen sie die erhaltenen Gaben? Im Herbste betteln sie Obst zusammen. Aber heimtragen gibt ihnen zu viel Mühe! Sie verkaufen es dem Wasserbrenner, und versaufen wohl einen Theil des Erlöses im Brönz. Ist das auch heiliges Almosen? Gibt man Bettelkindern Brod, sie tragen es nicht heim, sie essen es nicht! Sie verkaufen's den Stallknechten in den Wirthshäusern, kaufen dafür Weggen und Käs, oder gar Lebkuchen und Zuckerzeug, oder ein hoffährtiges Kleidungsstück; und fehlen ihnen ein paar Batzen, so geht das Betteln von vorne an, bis sie genug haben. Ist das auch heiliges Almosen? — Uebrigens da Betteln und Lügen Hand in Hand gehn, und Lügen und Stehlen Geschwister sind, so ist von jeher der Bettel eine Lasterschule, die viel mehr verderbt, als die Primarschule verbessern kann. Darum ist die Gabe an Bettler das schlechteste von allen Almosen, ist kein Segen und kein Gottslohn dabei zu erwarten.

Habt doch auf Euer Almosen Acht,
Daß ihr nicht Böses statt Gutem mit macht.

Gute Antworten.

Es ist nichts hübscher, als wenn Einer in seiner Antwort, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf trifft, oder Einem, der ihn vexiren will, gleich gute Rückfuhr gibt. Davon will der Bote einige Exempel erzählen.

Ein liederlicher Burger einer kleinen Stadt neckte lange einen Merliger. Und der ließ ihn reden und schwieg. Endlich sagte Jener: „Schäm di, daß du e Merliger bist!“ Da antwortete der Merliger ganz ruhig: „We mier mys Heimet Schand macht, so machst du derfür dym Heimet Schand!

—

Die Leute von A baten die von B: Erlaubt doch, daß unsre paar Kinder die Schule in eurem Dorfe besuchen, damit sie nicht so gar weit nach C laufen müssen. Aber die von B sagten: „Däich nit! Mier hei selber gnue Ching!“ Das Jahr drauf im Herbste war in A besonders viel Acherum im Eichwald. Da kam ein Vorgesetzter von B und sagte: „Heh! Mier wetti neue luege, öbs nit z'mache wär, daß mer üser Säu zue-n euch chönte ids Acherum schicke?“ Aber die in A sagten: „Däich nit! Mier hei selber gnue Säu!“

—

Als Anfangs 1845 die Volksversammlungen aller Orten regierten und das Volk hie und da in Freischaaren, Volksbund u. dgl. that wie wild, da war in einem gewissen Dorfe ein älterer Mann, dem das aufgeregte, unordentliche Wesen gar nicht gefiel, und der immer so säuberlich warnte und zu Ordnung und Friede vermahnte. Da sagte ihm einmal so ein Held: „G'schau, uf mi

Se, we einisch d'Lüt recht rasig werde, so häiche si di uf!" Ruhig antwortete Jener: „U di häiche si villicht, we si einisch wieder g'scheid werde!"

—

Es lebt in einer gewissen Stadt ein gewisser Herr, der immer drauf los Verse macht, und sogar drucken läßt. Er meint, sie seien wunderschön, und das ist gut; denn sonst meint's Niemand. Nun liest er einmal einem Andern von seinen Versen ein paar Ellen vor, und als der Herr nichts dazu sagte, so fragt er: welche Verse haben Euch am beßten gefallen? „Diejenigen, die du ausgelassen hast!" — O wetsch!

—

Es ist ein bekanntes Sprüchwort: kein Geld, kein Schweizer! Daher machte einmal ein Franzose sich groß gegen einen Schweizer, und sagte: „Die Schweizer dienen um's Geld, die Franzosen um die Ehre!" Ja, sagte der Schweizer, es dienet halt Jeder um das, was ihm mangelt.

—

Man erzählte einem sehr verständigen und rechtlichen Manne, daß ein schlechter Kerl ihn vor den Leuten gar sehr gerühmt habe. „Das ist mir leid, — sagte der Herr, — ich fürchte, ich habe unwissend etwas Schlechtes gemacht; denn sonst würde der mich nicht rühmen!" — Merks Leser: wenn dich die Schlechten loben, so ist das viel schlimmer, als wenn sie dich tadeln, denn des Narren Tadel ist des Weisen Lob.

Gegen den finstern Muth.

Sei heiter nur in allen Lagen,
In die das Schicksal dich oft zwingt;
Vermehr durch Unmuth nicht die Plagen,
Die heut ein finstres Loos dir bringt.
Verfolge muthig deine Bahn,
Blick fest derselben Stöhrer an.

Will etwas dir am Herzen nagen,
Wirf's weg! Der Unmuth ist nur Gift.
Nie darfst du an dir selbst verzagen;
Bei allem Uebel, das dich trifft,
Blick heiter, ruhig nur empor;
Stell nie zu schwer die Last dir vor.

Hast du des Kummers mehr als Freuden,
Und siehst du Andre fröhlich nur,
Fang niemals an sie zu beneiden,
Verscheuche schnell des Unmuths Spur;
Faß Muth! Dir wird bald Alles leicht,
Die Freude kommt, der Kummer weicht.

Will dich dein reger Fleiß nicht lohnen,
Hast du bei Arbeit nur Verdruß.
Wie? Sollst du nicht auch da dich schonen,
Weil's doch geduldet werden muß?
Fahr fort, und harre fröhlich aus.
Beständigkeit bringt Glück in's Haus.

Wird was du thust doch nur verachtet.
Verschmäht der Stolze was du thust,
Wird Alles scharf an dir betrachtet,
Du seiest thätig, oder ruh'st;
Ermanne dich zur Hoffnung; sei
Von Zweifeln an die Vorsicht frei.

O! wohl dem, der am Glück auf Erden,
Nicht wie ein armer Sclave hängt!
O! wohl dem, der auch selbst Beschwerden
Mit edlem Frohsinn nur empfängt.
Er ist der Weiseste der Zeit,
Dem jeder Kluge Achtung weiht.